

HEYNE
BÜCHER

Robert Bloch
Horror
Cocktail
Horrorstories



Von demselben Autor erschien
in den Heyne-Büchern der Allgemeinen Reihe der Roman:

Boten des Grauens • Band 800

In der KRIMI-Reihe sind bisher erschienen:

Psycho • Band 1193

Der seidene Schal • Band 1274

Amok • Band 1306

ROBERT BLOCH

HORROR-COCKTAIL

Horror-Stories

Deutsche Erstveröffentlichung



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 856 im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe
TALES IN A JUGULAR VEIN
Deutsche Übersetzung von Udo H. Schwager

3. Auflage

SABBATICAL Copyright 1959
by Galaxy Publishing Corp., for Galaxy Science Fiction
DOUBLE-CROSS Copyright 1960
by Renown Publications, for Mike Shayne's Mystery Magazine
THE PAST MASTER Copyright 1958
by The McCall Corporation, for Blue Book
TERROR OVER HOLLYWOOD Copyright 1957
by King-Size Publications, Inc., for Fantastic Universe
NIGHT SCHOOL Copyright 1959
by Greenleaf Publishing Co., for Rogue
PIN-UP-GIRL Copyright 1960
by Winston Publications, Inc., for Schock
THE FOUNDING FATHERS Copyright 1956
by King-Size Publications, Inc., for Fantastic Universe
THE DEADLIEST ART Copyright 1953
by Mercury Press, Inc., for Bestseller Mystery Magazine

Copyright © 1965 by Robert Bloch

Printed in Germany 1972

Umschlag: Atelier Heinrichs & Bachmann, München Gesamtherstellung;
Zettler, Schwabmünchen

Inhalt

STUDIENREISE

Sabbatical..... 6

PARTNERTAUSCH

Double-Cross 19

DER LETZTE MEISTER

The Past Master 45

DIE GANZ OBEN

Terror over Hollywood 78

KAIN UND ABEL

Night School..... 111

DAS GESCHENK

Pin-up-girl..... 126

RECHENFEHLER

Founding Fathers..... 136

DREIMAL RECHT TÖDLICH

The Deadliest Art 162

STUDIENREISE

Sabbatical

Auszug aus dem Tagesbulletin der Yardley-Universität (1. April 1925): Professor Herbert Claymore, Leiter der Physikalischen Fakultät, hat heute bekanntgegeben, daß er sich auf einen kurzen Studienurlaub begeben wird. Seine Klassen werden während seiner Abwesenheit von Dr. Potter geleitet.

In der kleinen Bar auf der gegenüberliegenden Straßenseite, einen Block von der Fernsehstadt entfernt, war es gerade kurz nach acht Martinis. Das war natürlich subjektive Zeit, aber Don Freeman lebte nach subjektiver Zeit. Wenn man es genau betrachtete – lebte eigentlich nicht jeder so? Bis hin zu den acht Martinis?

Don wußte es nicht, aber er war bereit, mit jedermann ein Streitgespräch darüber anzufangen.

Das große Problem im Augenblick war nur, daß es keinen Gesprächspartner gab. Irgendwann würde sich ganz bestimmt noch Rosalie zeigen, ansonsten jedoch gab es in diesem neon-beleuchteten Nichts keinen Menschen, der es wert gewesen wäre, sich mit ihm zu unterhalten. Nicht mehr lange, das wußte Don, dann würde er ziemlich betrunken sein und schließlich wieder bei einem Gespräch mit dem Barkeeper enden.

Das war schlecht. Aber nach Hause zu gehen wäre noch viel schlechter. Außerdem kann man nicht heimkommen. Thomas Wolfe hatte das gesagt; für einen Burschen, der nicht einmal verheiratet gewesen war, darf das schon als eine recht gut beobachtete Feststellung gelten.

Don trank sein Glas leer und hielt es dem Barkeeper hin.

»Alms, um Allahs willen«, sagte er. Der Barkeeper tat seine Pflicht.

Irgend jemand rempelte Don an der Schulter und trat ihm hart auf den Fuß.

»Seien Sie mein Gast«, murmelte Don, rutschte aber zum Ende der Bartheke. Es war so voll hier drinnen, daß man sein eigenes Trinken nicht hören konnte. Das war natürlich ein großer Vorteil. Man konnte sich nämlich auch nicht denken hören. Und wenn man sein Glück (und den Alkohol) ein wenig strapazierte, dann konnte man sich nach einer Weile auch nicht mehr denken fühlen – über Rosalie und das Haus und den Job – ohne Schmerz oder Gewissensbisse zu verspüren. Oder man dachte überhaupt nicht darüber nach.

Und dieser Zeitpunkt war jetzt gekommen, höchstens noch einen oder zwei Martinis entfernt. Bald würde er vergessen können, daß Rosalie nur ein leichter Vogel war, der in seinen Käfig geflattert war, weil er angenommen hatte, in einer der Shows, die von der Agentur betreut wurden, unterzukommen. Er würde auch vergessen, nach Hause zu gehen – heim zu Beverly und Pat und Michael. Nicht, daß sie nicht in Ordnung waren. Es war nur so, daß mindestens jeder zweite junge Mann in seinem Alter mit einer Frau namens Beverly (oder Shirley oder Susan) verheiratet zu sein schien und Kinder namens Pat und Michael hatte.

Das Wichtigste war ihm aber, den Job zu vergessen. Seltsam, wie er sich einmal darum gerissen hatte, verantwortlicher Leiter der *Playlights*-Produktion zu werden. Jetzt, da er wirklich der große Boß war, hatte er sich nur noch mehr den Kopf zu zerbrechen. Da schlug man sich mit Kunden herum, mit Sendern, Talenten und Untalenten, die sie ihm schickten, und mit Schreiberlingen, die ihm immer und immer wieder die gleichen drei lausigen Manuskripte zusandten.

Zum Beispiel die Geschichte von dem Mädchen, das sich von einem Nervenzusammenbruch erholt und von der fixen Idee beherrscht wird, einen Mord begangen zu haben; aber ihr Arzt entdeckt den wahren Mörder. Natürlich gibt es eine

Heirat.

Dann die Geschichte von dem Piloten oder Rennfahrer oder Revolverhelden, der die Nerven verliert, bis es darauf ankommt; dann jedoch bringt er die Sache mit Bravour hinter sich. Und schließlich noch die Geschichte jenes jungen Burschen, der zwischen krasssem Materialismus und persönlicher Integrität zu wählen hat. Nun raten Sie mal, wie er sich entscheidet.

Diese letzte Art von Manuskripten haßte Don am meisten. Vielleicht, weil er genau nach diesem Drehbuch lebte. Nur hatte seine blonde Frau nie jene große entsagende Rede gehalten, in der sie verkündete, daß sie finanzielle Armut geistiger Armut vorzöge, und er hatte auch noch nicht jene Szene gespielt, die den Höhepunkt des Stücks darstellte: Er warf seinem Boß den Kram vor die Füße, um hinfort einen anständigen Beruf auszuüben.

Jetzt war er also ein wirklich großer Mann, ein echter Produzent, und er konnte es sich leisten, an seinem freien Abend in einer lauten Bar zu hocken und noch einen Martini zu bestellen.

Wieder streckte er dem Barkeeper sein Glas entgegen.

»Wolke Nummer neun«, sagte er.

Er spürte, wie er wieder zur Seite gedrängt wurde. Halb Television City schien heute abend hier drinnen zu sein – Leute von der Produktion, Musiker, Agenten und sogar ein paar schnatternde Darsteller mit komplettem Make-up und Nachtgewändern als Kostümierung. Wenn er gewollt hätte, dann hätte er eine Menge Leute gefunden, mit denen er hätte reden können. Aber was hätte das für einen Sinn?

Die meisten von ihnen waren aus dem gleichen Grund hier, der ihn hergeführt hatte; sie hatten ihre eigenen Probleme. Eines Tages würde er eine Story über die TV-Industrie und ihren baldigen Zusammenbruch infolge innerer Spannungen schreiben. *Der Fall des Hauses Ulcus*.

Aber heute abend noch nicht. Nicht jetzt. Denn nun hatte er seinen Drink, und vielleicht gelang es ihm noch, irgendwo da hinten eine Nische zu finden, wo er ihn bewachen konnte, damit er sich die lebenspendende Flüssigkeit nicht doch irgendwann noch über die Zwanzig-Dollar-Krawatte kippte.

Don entdeckte den freien Platz hinter sich, schwankte hinüber und zwängte sich hinein. Er hatte sich bereits gesetzt, als er entdeckte, daß die Nische nicht mehr leer war. Ihm gegenüber saß ein älterer Herr, der sein Bier mit den Händen wärmte.

»Tut mir leid«, sagte Don. »Ich hatte nicht bemerkt ...«

»Keine Ursache«, entgegnete der ältere Herr. »Mir macht ein wenig Gesellschaft nichts aus.«

Don beobachtete ihn abschätzend.

Der Mann war etwa Ende Fünfzig. Er hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Parker Fennelly; vermutlich Neuengländer. Er schien von irgendeiner Probe zu kommen, denn er trug ein Kostüm: schwarzer Anzug mit Weste und breiten Aufschlägen, steifer Zelluloidkragen, weißes Hemd. Die schmale Krawatte paßte zu dem Band, mit dem sein Kneifer befestigt war. »Der alte Professor, wie?« murmelte Don. Der Mann hob die Brauen. »Das ist bemerkenswert«, sagte er. »Wie in aller Welt haben Sie mich erkannt?«

»Ganz einfach«, sagte Don und deutete auf sein Glas, »in vino veritas«. Er beugte sich vor. »Das ist das Motto von MGM, müssen Sie wissen.«

Der Mann sah ein wenig verwirrt drein. »Machen Sie sich nichts draus«, bedeutete ihm Don. »Ich komme gerade von meinem Meteorologen, und der hat mir gesagt, daß ich ein wenig unter einem schlechten Stern stehe.«

»Aber Sie haben mich erkannt!«

»Sicher, sicher. Wie könnte ich Sie auch vergessen, den alten – alten ...«

»Herbert Claymore.«

»Sag' ich doch! Herb Claymore, wie er leibt und lebt! Der Letzte aus großen Zeiten! Was tun Sie denn hier? Ziehen Sie die Schau vom verrückten Wissenschaftler ab?«

Der Mann hob sein Bierglas. »Bitte, nicht so laut.« Er trank langsam. Dann blickte er auf. »Wie konnte ich das denn ahnen? Ich meine, Sie müssen doch noch ein halbes Kind gewesen sein, als Sie mich zuletzt sahen. Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Vierunddreißig«, sagte Don.

»Dann ist es völlig unmöglich. Sie waren ja damals noch nicht einmal geboren.«

»Ich bin geboren, ganz bestimmt«, nuschelte Don. »Ich kann Ihnen meinen Nabel zeigen, wenn Sie's nicht glauben.«

»Sie sind betrunken.«

»Ist das nicht jeder? Wozu sind Sie denn gekommen?«

»Nur zu Studienzwecken.«

»Wieder mal Material sammeln, wie? Nun, lassen Sie sich von mir nicht aufhalten. Ich wollte sowieso gerade gehen.«

»Nein, bitte, bleiben Sie. Ich hatte gehofft, jemanden zu finden, mit dem ich mich unterhalten kann. Und Sie interessieren mich. Verstehen Sie, ich hätte nicht erwartet, daß mich jemand erkennt.«

»Herb Claymore nicht erkennen? Den Mann, der die Welt mit seinen wissenschaftlichen Entdeckungen erschütterte? Man hat sich über Sie lustig gemacht, Sie verlacht, Sie lächerlich gemacht. Aber waren Sie je entmutigt? Nein, Sie gingen unbeirrt Ihren Weg, lüfteten die Schleier ...«

»Wer sind Sie eigentlich, mein Herr?«

»Don Freeman ist mein Name. Oder, wie ich den jungen Damen meiner Bekanntschaft gegenüber zu sagen pflege, Don Freeman, zu Diensten.«

»Mir nicht bekannt. Und doch scheinen Sie Bescheid zu wissen.«

»Tu' ich. Tu' ich.«

»Ist es wegen meiner Kleidung?«

Don nickte. »Dieser Hoover-Kragen würde jeden verraten.«

»Hoover-Kragen?« Der Mann dachte nach. »Ah, ja – Herbert Hoover, der Mann, der während des Krieges die Belgische Befreiung anführte.«

»Präsident Hoover«, korrigierte ihn Don.

»Ist er das?«

»Nicht mehr. Aber im Jahre 1929 ...«

»Tut mir leid. Das war nach meiner Zeit.«

»Nach?«

»Vier Jahre. Ich bin 1925 abgereist.«

»Ach, wirklich? Und was ist noch neu?«

»Nun, einfach alles. Ich bin eben erst angekommen, und ich muß zugeben, daß die Veränderungen verblüffender sind, als ich angenommen hatte. Genau auf dem Grund der Universität befindet sich heute diese Fernseheinrichtung und ...«

»Machen Sie einen Punkt, Claymore.«

»Wie bitte?«

»Es ist nicht komisch. Wir sind in keiner Weise erheitert.«

»Ich versichere Ihnen, es ist mein voller Ernst.«

Don blickte ihn kurz prüfend an. »Das ist kein Quatsch? Sie sind nicht aus irgend einer Anstalt entflohen?«

»Ich bin in keiner Weise entflohen, mein Herr. Ich bin ein Besucher.«

»Sie, Herbert Claymore, sind mit einer Zeitmaschine aus dem Jahre 1925 hierhergekommen?«

»So könnte man sagen, ja.«

Don seufzte leise. »Dann brauche ich, Don Freeman, noch einen Drink. So könnte man sagen, ja.«

Er winkte dem Barkeeper.

»Das gleiche?« fragte der Keeper.

»Nein. Jetzt brauche ich einen Miltown Special.« Er wandte sich an seinen Tischgenossen. »Und wie ist's mit Ihnen?«

»Was ist das – ein Miltown Special?«

»So was wie ein gewöhnlicher Martini, aber in der Olive ist ein Beruhigungsmittel.«

»Nun...«

»Kommen Sie. Ich wette, dort, wo Sie herkommen, konnten Sie so was nicht bekommen. Damals herrschte doch noch die Prohibition, nicht wahr?«

»In der Tat, ja.« Claymore sah wieder den Barkeeper an.

»Das gleiche.« Der Keeper verschwand. »Kein Scherz«, murmelte Don. »Aus dem Jahre 1925, wie? Einfach so ...«

»Nicht ›einfach so‹. Ich habe achtzehn Jahre darauf verwendet, den modus operandi zu vervollkommen. Steinmetz und Edison haben mir den Gefallen getan, mich anzuhören, aber sonst interessierte sich niemand für meine Arbeit.«

»Nicht einmal Einstein?«

»Meinen Sie Albert Einstein, den deutschen Mathematiker? Ich habe den Herrn nie getroffen. Ich war noch nie in Europa, müssen Sie wissen.«

Der Barkeeper stellte die Drinks vor sie hin, und Don zeichnete den Beleg ab.

»Sie meinen's wirklich ernst, wie?« sagte Don. »Zeitreisen. Tolle Sache! Wie kommt es, daß Sie sich ausgerechnet diesen Platz als Ziel ausgesucht haben?«

»Ich hatte angenommen, die Universität existierte noch«, erklärte Claymore. »Nun habe ich erfahren, daß sie während der Zeit der Depression, wie sie es nennen, verschwunden ist.«

»Depression. Ich bin eine Kapazität auf dem Gebiet der Depressionen, besonders meiner eigenen«, sagte Don.

»Aber das hier scheint eine wundervolle Gegend zu sein.«

»Ach, wirklich? Passen Sie auf, ich werde Ihnen den richtigen Eindruck vermitteln. Bleiben Sie hier, und ich kehre für Sie ins Jahr 1925 zurück. Ich meine, falls Sie das Ganze nicht als Witz erzählt haben.«

»Das wäre nicht fair«, sagte Claymore. »Das war ein barbarisches Zeitalter.«

»Ich stelle fest, daß Sie die Zeitungen noch nicht gelesen haben«, antwortete Don. »Vielleicht gibt's im Irrenhaus keine Zeitungsjungen.«

»Mein Herr, ich muß Sie doch bitten ...«

»Na, schön, keine Beleidigungen. Aber jeder, der die Dinge, wie sie heute sind, in Ordnung findet, muß verrückt sein. Betrachten Sie doch bloß einmal die Lage: Kalter Krieg, Gewerkschaftsskandale, Streiks, Weltraum-Wettrennen, ein ganzes Alphabet von Bomben, warum Johnny nicht lesen kann, die Sicherheit, Zensur ... Es ist mörderisch!«

»Ich kann nicht sehen, was daran schlimmer sein sollte als das, was ich hinter mir gelassen habe«, sagte Claymore. »Im Jahre 1925 hatten wir die bolschewistische Bedrohung, den Teapot-Dome-Skandal und den Alkoholschmuggel. Und was Zensur und Kontrolle anbelangt – was ist mit der Prohibition? Und was halten Sie von dem Gesetz unten in Tennessee, das es verbietet, in der Schule von Evolution zu sprechen? Und die Lynchmorde? Und die Morde überhaupt? Unsere Zeitungen sind voll von Berichten über Al Capone.«

»Na schön, es reicht schon«, sagte Don. »Betrachten wir mal die andere Seite. Sind Sie schon lange genug hier, um unsere Urwaldmusik zu hören, die Autos mit den unmöglichen Formen zu sehen, die miesen Anzeigen, die schrecklichen Filme? Wird der Erfolg Frankensteins Ungeheuer verderben – kann ich Sie da nur fragen.«

Claymore nippte an seinem Drink. »Ich habe von Rock'n'Roll gehört. Aber ist Ihnen schon jemals einer unserer Wo-do-di-do-Songs zu Ohren gekommen, oder zum Beispiel Ausgerechnet Bananen? Haben Sie jemals versucht, ein Ford-T-Modell bei starkem Regen über eine miese Landstraße zu kutschieren? Stellen Ihre Anzeigen die unsterbliche Frage: Warum sollte man ein Bruchband tragen? Und was die Kinos anbelangt, so möchte ich nur auf die epischen Produkte mit Mae Murray oder Gilda Gray oder die Mammutschinken von

Cecil B. De Mille hingewiesen haben.« Er lächelte. »Sie genießen zumindest den Vorteil der modernen Technologie.«

»Sicher. Klimaanlage, Fernsehen, Supermärkte, automatische Waschmaschinen. Aber auch ferngelenkte Raketen und die tödlichste aller Waffen, die Einkommensteuer.«

»Die es auch bei uns schon gab.«

Don trank um seine Olive herum. »Damit stehen wir also unentschieden. Aber betrachten wir doch mal die wirklich wichtigen Dinge: die engen Wohnverhältnisse, die unsere Hauptstädte zerstören und die grauen Flanellanzüge, die wir tragen und die Frauen, die wir lieben – diese kurvenreichen, blondgebleichten, spatzenhirnbewehrten Schönheiten.«

»Schön und gut«, lächelte Claymore.« Vergleichen wir mal die heutigen Wohnverhältnisse mit denen im Jahre 1925. Wußten Sie schon, daß damals nur knapp die Hälfte aller Wohnungen ein Bad hatte – und nicht einmal so viele eigene Toiletten? Über die entsetzlich unbequemen Möbel brauche ich wohl nichts zu sagen. Und was die Kleidung anbelangt, so erübrigt sich wohl auch darüber jegliche Bemerkung. Sehen Sie sich bloß mal an, was ich an habe und vergleichen Sie es mit Ihrem Anzug.«

»Vergessen wir diese Nebensächlichkeiten«, unterbrach ihn Don. »Kommen wir auf das Wichtigste zu sprechen, nämlich den Sex.«

»In Ordnung. Sie haben ein ziemlich verlockendes Bild des heutigen weiblichen Ideals gezeichnet. Dagegen habe ich genau das Gegenteil zu bieten – dünn, flachbrüstig, neurotisch schrill, neurotisch ordinär, gintrinkend, affektiert...«

»Ich hab' kapiert«, sagte Don. »Aber wenn wir dieses Spiel nun schon mal spielen, warum beschränken wir uns dann auf mein Heute und Ihr Gestern? Wenn sowohl die Vergangenheit als auch die Gegenwart so untragbar sind, warum hüpfen wir dann nicht in Ihr komisches Gefährt und machen spaßeshalber mal einen Ausflug in die Zukunft?«

»Das habe ich schon getan«, sagte Claymore.

»Was?«

»Ich sagte, ich habe es schon getan.« Er trank sein Glas leer.
»Dies ist mein zweiter Aufenthalt, könnte man sagen. Das erstemal war ich etwa fünfunddreißig Jahre von jetzt an gerechnet in der Zukunft.«

»Und warum sind Sie nicht dort geblieben? Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß es da genauso schlimm war?«

»Urteilen Sie selbst. Keine Furcht mehr vor dem Kommunismus ...«

»Großartig!«

»Sie haben statt dessen Angst vor den Konservativen. Consies, wie sie sich nennen. In der Regierung, der Wirtschaft und in den internationalen Beziehungen haben die Bremser die besten Positionen. Aber es gibt viele Dinge, die erledigt werden sollten. Sie müssen getan werden. Resultat: Unterdrückung der Redefreiheit, allgemeine Zensur, Jagd auf Spione. Dann ist da der Plutonium-Skandal, das Problem der Kinderkriminalität und der Rauschgiftmißbrauch. Ich glaube, ich brauche nicht zu erklären, wie ihre Schlager klingen oder was sie unter Unterhaltungsindustrie verstehen. Plastisches Fernsehen kann ziemlich überwältigend sein, und die Werbung ist natürlich auch nicht auf dem heutigen Stand stehengeblieben. Was die Bequemlichkeit anbelangt – die Anstrengungen und Qualen eines Raketenflugs zum Mond können Sie sich einfach nicht vorstellen.«

»Und die Frauen?« fragte Don hoffnungsvoll.

Claymore deutete mit seinen Händen eine Ellipse an.
»Allerliebste. Durchschnittsgewicht zweihundert Pfund. Man nennt sie King-size-Puppen. Ziemlich aggressiv, aber das ist normal in einem Matriarchat. Wenn Sie den heutigen Trend erkannt haben, können Sie sich ja vorstellen, daß sie inzwischen buchstäblich das gesamte Geschäftsleben, alle Unternehmungen – einschließlich der Unterhaltungsmedien und die

Regierung fest in der Hand haben.«

»Aber wie lautet dann die Antwort?« protestierte Don.
»Meinen Sie, in diesem Spiel kann man nie gewinnen? Man entgeht ihm nicht, ganz gleich, wohin man flieht?«

»Man kann nicht vor sich selbst fliehen«, erklärte Caymore.
»Das ist das einzige, was ich dabei gelernt habe. In jedem Zeitalter ist einzig und allein wichtig, wie man selbst lebt, wie man sich seiner eigenen Umgebung anpaßt.«

»Aber das ist doch mies«, sagte Don.

»Sie meinen unmöglich?« gab Claymore zurück.

Don nickte. »Ich nehme an. Sie haben jetzt vor, nach 1925 zurückzukehren und da weiterzumachen, wo Sie aufgehört haben?«

»Warum nicht? Was ich erfahren wollte, habe ich erfahren. Und wenn Sie Probleme haben, rate ich Ihnen, dasselbe zu tun. Akzeptieren Sie die Realität.«

»Das ist eine ganze Menge ...« Don zögerte. Plötzlich schlug er auf den Tisch. »Nein, ist es nicht! Sie haben recht, bei Gott! Die Realität akzeptieren, das ist die Antwort! Passen Sie auf, Sie behaupten, Sie seien wirklich mit einer Zeitmaschine hier angekommen. Verstehen Sie, was das bedeutet? Nun, das bedeutet zuallererst eine Chance auf ein Geschäft, das viele Millionen Dollar bringen kann!«

Er beugte sich vor. »Hören Sie, tun wir beide uns zusammen. Als gleichberechtigte Partner. Ich werde die ganze Sache abwickeln und leiten und Sie leisten die Vorarbeit. Ich kann Ihnen die größte Werbekampagne aufziehen, von der die Welt je gehört hat – Anzeigen in allen Zeitungen und Zeitschriften des Landes, Sendezeit in allen Stationen, wann immer Sie sie brauchen. Der Tenor der gesamten Werbekampagne ist so einmalig, daß ich gar nicht darüber sprechen möchte.

Der Mann aus der Vergangenheit ist da – persönlich! Sie schlagen die größten Shows aus dem Rennen. Unvorstellbar, welche Wirkung auf den Verkauf der einzelnen Produkte Sie

haben könnten. Sie stellen sich neben einen Kühltisch aus dem Jahre 1925 und vergleichen ihn mit einem neuen Kühltisch. Sie stellen sich einfach hin und zerbrechen ein paar alte, verkratzte, miese Caruso-Platten, nachdem Sie sich das neueste Album von Fats Domino angehört haben. Verstehen Sie, wie ich's meine?

Und wir werden eine tägliche Kolumne für Sie in der Zeitung schreiben lassen – ein bißchen handgestrickte Philosophie, Sie verstehen schon. Mann, Sie werden groß 'rauskommen. Sie werden größer werden, als es Godfrey in seinen besten Zeiten je war, größer als ...«

»Tut mir leid.« Claymore erhob sich. »Ich habe es so gemeint, wie ich es gesagt habe. Ich werde dahin zurückkehren, wohin ich gehöre.«

»So warten Sie doch eine Minute! So eine Gelegenheit bietet sich einem doch nur einmal im ganzen Leben. Und es gibt keine Zeit, die der Gegenwart gleicht.«

»Für Sie vielleicht. Für mich geht nichts über die Vergangenheit.«

»Aber Sie haben doch selbst gesagt, daß sie stinkt.«

»Ich kann mich anpassen. Und das ist der Rat, den ich Ihnen jetzt noch geben möchte: Passen Sie sich ihrer eigenen Zeit, Ihrer Umwelt an.«

Don schüttelte den Kopf und starrte in sein Glas. Als er wieder aufsah, war Claymore verschwunden. Als sei er nie dagewesen. Wenn er überhaupt je dagewesen war.

Hölle, vielleicht war es nur der Drink gewesen.

Sicher war es der Drink gewesen. Zeitreisen waren Blödsinn. Und Blödsinn war auch diese Philosophie. Mach das Beste aus den Dingen, so wie sie sind. Mit anderen Worten, sein Unterbewußtsein bedeutete ihm, Rosalie zu vergessen und nach Hause zu gehen zu seiner Frau und den Kindern. Ein lausiger Schluß für ein Drehbuch. Nun, er mußte es ja nicht kaufen.

Er mußte es nicht kaufen. Er konnte es verkaufen. Sicher.

Das war die Lösung. Das liebe kleine Unterbewußtsein hatte doch tatsächlich die ganze Zeit über weitergearbeitet, lebte und atmete noch in einem schnorchelbewehrten U-Boot unter den zehn Martinis. Eben hatte es ihm einen guten Tip für eine großartige Show geliefert.

Da ist der alte verschrobene Typ aus der Vergangenheit, verstehen Sie? Er erfindet diese Zeitmaschine und kommt nach heute. Zuerst mag er es recht gern und wird eine Berühmtheit, aber nach einer Weile hält er das ganze Einerlei einfach nicht mehr aus. Schließlich bringen sie ihn ins Fernsehen, um eine große Rede zu halten, und ein paar Politiker haben ihn am Wickel, um ihre lausigen Kandidaten durchzubringen. Aber er wehrt sich schließlich und legt sie dadurch herein, daß er die ganze Sache verrät. Er bedeutet den Leuten, zum altmodischen Individualismus zurückzukehren, zu Sitte und Anstand und all dem Kram.

Ja, das war die Lösung! Das war es!

Don fischte in seiner Tasche nach dem Notizbuch. Besser, er schrieb es schnell auf, ehe er es wieder vergaß. Morgen konnte er es einigen seiner Leute geben. Die brauchten es dann bloß noch auf der Schreibmaschine auszufeilen – vielleicht würde er sie sogar mit einem Drittel an den Einkünften beteiligen, aber die Rechte würde er für sich behalten.

Es geht nichts über die Gegenwart. Ein großartiger Titel. Eine großartige Idee. Und auch ein großartiger kleiner Gedanke: Ein Mann muß das Beste aus dem machen, was er hat.

Don begann zu kritzeln. Er wußte, wo er war und was er tat, und im Augenblick hätte er mit keinem Menschen auf der Welt tauschen mögen. Nirgends und zu keiner Zeit.

Auszug aus dem Tagesbulletin der Yardley-Universität (5. April 1925); Professor Herbert Claymore, Leiter der Physikalischen Fakultät, hat nach einem kurzen Studienurlaub seine Arbeit wieder aufgenommen.

PARTNERTAUSCH

Double-Cross

Irgendwann dieser Tage werden Sie meinen Namen in der Zeitung lesen. Was mich ärgert, ist, daß Sie ihn wahrscheinlich gar nicht erkennen werden.

Schließlich kann ich nicht annehmen, daß Sie in der Lage sind, die Namen sämtlicher Direktoren der großen Fernsehstationen, zu denen ich gehöre, auswendig aufzusagen.

Das Wichtigste ist, daß die Leute hier springen, wenn sie den Namen Willis T. Millaney hören. Bei Mutnal hat mein Name eine Menge Gewicht, und das ist es schließlich, was zählt.

Aufmerksamkeit heischen die meisten Leute, die in der TV-Industrie beschäftigt sind. Der einzige, der sich den Teufel darum zu scheren schien, war Buzzie Waters.

Ja, Buzzie Waters.

Seinen Namen kennen Sie natürlich. Kein Wunder, ich habe während der letzten drei Jahre Tag und Nacht hinter den Kulissen geschuftet, um ihn aufzubauen. Und natürlich kennen Sie ihn auch vom Beliebtheitsbarometer her. Dieser fette Schinken wäre kein Häufchen trockene Bohnen wert, wenn ich nicht gewesen wäre. Buzzie und sein mieses Repertoire aus dem Hinterwald!

Soll ich Ihnen was sagen? Komiker wie Buzzie sind auf dem freien Markt kaum den Dreck unter ihren Fingernägeln wert. Er wäre nie aus der Herde des billigen Fußvolkes herausgekommen, wenn ich nicht gewesen wäre, und das wissen alle.

Alle außer Buzzie, wie es scheint. Der ganze Ärger begann, als er es vergaß.

Es war ein heißer Nachmittag. Ich saß in meinem Büro, als das Telefon klingelte. Es war Sid Richter, der mich aus dem Theater anrief, wo die Probe für die erste Buzzie-Waters-Show

der Herbstsaison stattfinden sollte. Sie gehört genau zu der Sorte Produzenten, die alles bis ins Kleinste mit hundertprozentiger Sicherheit planen, und als mir das Mädchen am Telefon seinen Namen nannte, konnte ich schon förmlich riechen, daß irgend etwas schiefgelaufen war.

»Also«, sagte ich, »schieß los.«

»Willst du's wirklich hören?« fragte Sid. »Es wird weh tun.«

»Sag's noch nicht, antwortete ich. »Laß mich raten. Buzzie paßt das Drehbuch nicht.«

»Nein.«

»Ihm paßt die Rolle nicht.«

»Versuch's noch einmal.«

»Er ist besoffen angetreten.«

»Schlimmer.«

»Wieviel schlimmer?«

Ich hörte, wie Sid am anderen Ende der Leitung tief Luft holte. »Er ist überhaupt nicht gekommen.«

»Aber das kann doch nicht...«

»Ich habe über eine Stunde auf ihn gewartet. Und nicht nur ich, sondern auch ein vierzehnköpfiges Ensemble plus die gesamte Technik, alle gewerkschaftlich organisiert, und ein Zwanzig-Mann-Orchester.«

»Und was ist nun? Habt ihr versucht, ihn aufzuspüren?«

»Ich hätte dich nicht angerufen, wenn wir das nicht schon versucht hätten. Er wußte genau Bescheid, und gestern abend war er auch noch da. Irgend jemand hat ihn bei Lindy gesehen.«

»Betrunken oder nüchtern?«

»Halb und halb. Er bewarf den Ober gerade mit Käsekuchen.«

»Der gute, alte Buzzie, immer zu Scherzen aufgelegt.«

»Nun, jedenfalls scheint er's heute nicht zu sein. Wir haben's in der ganzen Stadt versucht. Heute morgen hat er sein Hotel verlassen, und seitdem hat ihn niemand mehr gesehen.

Sein Agent hat keine Ahnung, sein Autor weiß von nichts ...«
Ich hatte einen schrecklichen Verdacht. »Habt Ihr's bei seinem Psychiater probiert?«

Sid ließ ein freudloses Lachen vernehmen. »Bei welchem? Du weißt doch, wie er seit einiger Zeit ist. Er wechselt die Psychiater schneller als seine Autoren.«

»Und was ist mit seiner Freundin, dieser Melody Morgan?«

»Eben mit ihr gesprochen. Behauptet, er hätte sich eine Woche lang nicht mehr bei ihr blicken lassen.«

»So.« Ich zögerte einen Augenblick. »Du baust die übrige Show doch trotzdem auf, nicht wahr? Ihr müßt eben vorläufig um ihn herumschießen.«

»Was können wir denn anderes tun? Ich erreiche ja nicht einmal das Double, das er angeheuert hat, diesen Wie-heißt-er-denn-gleich.«

»Joe Traskin«, sagte ich. »Der springt ein, obwohl mir Buzzie letzte Woche gesagt hat, daß er ihn feuern würde.«

»Großartig! Wir können nicht mal unsere Stars im Griff behalten. Und morgen sollten wir voll proben.«

»Sag' die Probe nicht ab«, sagte ich. »Ich werde Buzzie für dich finden, und wenn ich die ganze Stadt umdrehen muß.«

»Würde ich dir nicht raten«, murmelte Sid. »Könnte mir vorstellen, daß ein paar ziemlich komische Käfer darunter hervorkämen.« Er machte eine Pause. »Nun mal allen Ernstes: Glaubst du, daß du ihn auftreibst?«

»Das ist meine verdammte Pflicht«, gab ich ehrlich zurück. »Mach dir keine Sorgen. Schließlich ist das mein Job.«

Kopfschüttelnd legte ich den Hörer auf. Weiß Gott, das war mein Job, mir Sorgen wegen Buzzie Waters zu machen. Den ganzen Sommer über hatte er mir schon nichts als Ärger gemacht. Er weigerte sich, für die Herbstserie zu unterschreiben, erschien nicht zu Terminen bei den Auftraggebern, der Agentur, den Reportern. Und ich konnte nicht mal etwas dagegen tun. Buzzie war ganz oben, und er wußte das. Er

konnte bei jedem Sender des Landes seinen Hut übers Mikrophon hängen.

Zu allem Überfluß hatte sich auch noch einer dieser zweitklassigen Schreiberlinge seiner bemächtigt, um so eine miese Biographie über ihn zu schreiben. Sie wissen schon, so eine Story über das arme, vernachlässigte Kind, das seine schlimme Kindheit dadurch im Obermaß kompensiert, daß es sich zu einem großmäuligen Komiker auswächst, nur weil das arme Kerlchen so unsicher ist.

Nein, diese Story vom armen, kleinen Komiker ist etwas, das ich einfach nicht fresse. Eine Menge Leute, ganz gleich ob im Show-Geschäft oder in anderen Berufen, sind unsicher. Aber sie schlachten es nicht aus, haben keine massiv goldenen Monogramme auf den Sockenhaltern und verprügeln keine Kolumnisten.

Sehen wir den Dingen ins Auge: Buzzie war ein Nichtsnutz.

Aber wo war er?

Auf meiner Privatleitung rief ich ein paar Nummern an. Einen Buchmacher, einen Unternehmer, der eine schwimmende Spielhölle besaß, ein mütterliches, spätes Mädchen namens Maggie, die bekannt dafür war, daß sie einem alles liefern konnte, was man gerade so brauchte, einschließlich Shetlandponies.

Dann, als letzte Hoffnung, rief ich Buzzies Wohnung an – nicht das Appartement im Hotel, sondern das große Haus draußen auf der Insel. An sich hielt er sich nach dem Labour Day dort nie mehr auf, aber mir gingen die Telefonnummern aus, und irgend etwas mußte ich schließlich tun.

Tatsächlich meldete sich auch jemand.

»Sherwood Forest«, sagte eine Stimme. »Robin Hood am Apparat.«

»Buzzie! Hier spricht Millaney. Was, zum Teufel, soll das? Weißt du nicht, daß du jetzt auf der Probe sein solltest?«

»Wir sind in keiner Weise amüsiert. Der König hat einen

Feiertag proklamiert, und auf den Straßen ist Tanz.«

Der Kerl war voll bis zum Stehkragen.

»Kommst du jetzt freiwillig, oder soll ich persönlich kommen und dich herbeizerren?«

»Es tut mir schrecklich leid, aber Sie haben die Frage nicht korrekt beantwortet. Zum Dank dafür, daß Sie zu uns gekommen sind, möchte ich Ihnen hiermit einen Trostpreis überreichen. Wir haben da eine schöne Packung Zäpfchen, die Sie sich gern in den ...«

»Bleib, wo du bist«, bedeutete ich ihm. »Ich bin gleich bei dir.«

Und schon war ich unterwegs. Ich rief Sid nicht mehr an, sagte nicht einmal den Mädchen, wohin ich ging, sondern hastete durch meinen Privatausgang über die Straße zum Parkplatz.

Es war nicht gerade eine Vergnügungsfahrt. Ich kämpfte gegen den Verkehr, gegen die Hitze und gegen die Wut, die mir in den Kopf stieg.

Eigentlich war es doch gar nicht so schlimm. Komiker haben auch früher schon Proben versäumt und sind besoffen gewesen. Normalerweise wälzt man das irgendwie auf die Firma ab, auf deren Kosten die Show produziert wird und vergißt das Ganze wieder. Aber Buzzie war diese Woche nicht mein erstes Problem. Da war dieses achtjährige kleine Monster, das in unserer Quiz-Show mitmachte und die Erfolge aller berühmten Baseballspieler seit 1908 hersagen konnte. Es wollte aus der Show aussteigen. Dann war da die rauhe Auseinandersetzung mit unserem Cowboystar gewesen, der aus Liebeskummer versucht hatte, sich die Pulsadern durchzuschneiden. Ich hatte ihm gleich gesagt, er solle sich nicht gleich mit einem von den Chorknaben einlassen. Dann war da ...

Aber warum weiter davon sprechen? Das ist eben mein Job. Ich bin Irrenwärter, Kindermädchen, Feuerwehr und Psychiater in einer Person. Jede Woche einmal frage ich mich: Warum

überhaupt weitermachen? Und immer wieder bekomme ich die richtige Antwort in Form hübscher, runder Summen.

Ich nehme an, es war die alte Geschichte, die Sie sicher auch kennen. Buzzie pflegte sie gern zu erzählen, und ich fand sie immer ziemlich lustig. Sie handelt von dem alten Knaben, dessen Wagen kaputtgeht und der sich nun von seinem geizigen Nachbarn ein Pferd und einen Buggy leihen will. Auf dem Weg zum Haus des Nachbarn überlegt er, wie geizig dieser Bursche doch ist, und daß er sich ganz sicher weigern wird, ihm etwas zu leihen. Schließlich kann er sich schon ganz genau vorstellen, wie das Gespräch verlaufen wird. Als der Nachbar auf sein Klingeln hin die Tür öffnet, schreit er ihn bloß wütend an: »Na schön, ich werde dir sagen, was du mit deinem Gaul und dem Buggy machen kannst ...«

Das war etwa die Stimmung, in der ich mich befand, während ich zu Buzzie fuhr. Allen Ernstes. Vielleicht war er schon vor mir weggelaufen. Als ich klingelte und mir niemand öffnete, war ich dessen schon halbwegs sicher. Dann wurde ich wütend und fing an, mit dem großen Türklopfer aus Messing zu klopfen, und das war mein Fehler. Das Ding war glühend heiß von der Sonne, und ich verbrannte mir zwei Finger.

Das war der Moment, als ich anfang zu fluchen und gegen die Tür zu treten. Und dann stand ich ziemlich dämlich da, als sie sich plötzlich öffnete.

Ich ging hinein. Drinnen war es bedeutend kühler. Ich selbst jedoch war in keiner Weise kühler. Da half auch die Klimaanlage nichts. Ich bebte vor Wut.

»Buzzie«, brüllte ich, »du kannst 'rauskommen! Ich weiß, daß du da drinnen bist!«

Das war vielleicht ein Dialog. Ich hörte mich wie ein zehnjähriges Kind an. Außerdem stellte ich fest, daß es mich in keiner Weise erleichterte. Ich rannte durch die Halle und in die Bibliothek, vielmehr den Raum, der früher mal die Bibliothek gewesen war, ehe Buzzie das Haus übernommen und eine Bar

daraus gemacht hatte.

Man sah, daß es eine Bar war. Überall standen Flaschen und Gläser herum, und als ich hineinkam, glitschte ich erst mal durch eine Alkoholfütze. Buzzie schien sich prächtig unterhalten zu haben.

Nun, im Augenblick jedenfalls unterhielt er sich nicht mehr. Er lag ausgestreckt auf dem Sofa und war völlig hinüber.

Er trug einen verschmutzten Sportanzug und hatte sich zwei Tage lang nicht mehr rasiert. Außerdem stank er penetrant nach Alkohol, stellte ich fest, als ich mich über ihn beugte und ihn schüttelte.

»Ha?« murmelte er. »Wer sind Sie? Millaney, wie? Hau ab!«

Ich zwang ihn, sich aufzusetzen.

»Gib's auf«, sagte ich. »Du kommst mit mir.«

»Nein. Warum soll ich kommen?«

»Probe. Deshalb.«

»Will keine Probe. Brauch' keine Probe.«

»Verdammt noch mal! Ich laß' mir einfach nicht mehr alles von dir bieten! Du stellst dich jetzt unter die Dusche und siehst zu, daß du einigermaßen nüchtern wirst. In zwanzig Minuten erwarte ich dich hier – angezogen und abmarschbereit. Ist das klar?«

»Laß mich in Ruhe! Du bist nicht mein Boß.«

Ich schlug ihn ins Gesicht.

Er knurrte mich an: »Ah, du ...«

Dann war er plötzlich auf den Beinen und sprang auf mich zu. Er fuhr mit der Hand über den Ecktisch und wischte ein Glas herunter. Seine Finger schlossen sich um den Hals einer Flasche. Er packte sie und schwang sie nach mir.

Es gab nur eines zu tun, und genau das tat ich. Meine Faust fuhr hoch und krachte gegen sein Kinn. Er stürzte rücklings über den Ecktisch und riß ihn mit sich. Die Gläser flogen und klirrten auf den Marmorboden neben dem Teppich, aber ich hörte nur das häßliche Geräusch, das sein Kopf machte, als er

landete.

Nun, jedermann weiß, daß man einem Betrunkenen nicht ernstlich wehtun kann. Ich wußte es auch, also beugte ich mich über ihn und schüttelte ihn. Dann war ich mir plötzlich nicht mehr so sicher. Er war ganz schlaff, und es war, als schüttelte ich einen Leichnam. Seine Augen standen offen und waren verdreht und ich konnte sie nicht ansehen.

Ich nahm sein Handgelenk. Seine Haut war so weiß wie Marmor und hätte, was den Puls anbelangt, den ich fühlte, auch wirklich aus Marmor sein können.

Es war plötzlich sehr still im Zimmer. Ich konnte mich selbst atmen hören – ihn aber nicht.

Und dann wußte ich es ...

Drei Stunden später, als mein Besucher eintraf, war es noch stiller. Die Sonne ging schnell unter, aber im Zwielficht konnte ich sein Gesicht erkennen. Er sah eher wie Buzzie Waters aus, als Buzzie Waters selbst.

»Joe Traskin«, sagte ich und erhob mich. »Sie erinnern sich an mich. Ich bin Willis Millaney.«

Er grinste mich lustig an.

»Buzzies Boß«, sagte er.

»War ich. Bis heute nachmittag.«

»Was ist denn ...«

Ich ließ ihn seinen Satz nicht beenden, sondern nahm ihn beim Arm und zog ihn hinter das Sofa. Er starrte auf Buzzie Waters.

»Unglücksfall«, sagte ich. Dann erzählte ich ihm, was sich ereignet hatte. Ich brauchte nicht sehr lange, und ich wußte genau, was ich sagen wollte. Ich wußte alles bis ins Kleinste. Alles außer dem Wichtigsten: wie er es aufnehmen würde.

»Ja, sicher, verstehe«, sagte Joe Traskin. »Aber warum erzählen Sie mir das alles? Sollten Sie nicht mal mit der Polizei reden?«

Ich starrte ihn an und schüttelte langsam den Kopf.

»Ich glaube nicht, Joe.«

»Aber ...«

»Ich hätte die Polizei schon vor drei Stunden anrufen können, als die Sache passiert war. Ich hätte meine Geschichte erzählt, und sie hätten mich eingelocht. Oh, vielleicht käme ich mit Totschlag oder so davon. Zwei Jahre vielleicht, bei guter Führung. Und wenn ich dann wieder herauskäme, könnte ich mich nach einem anderen Job umsehen. Nicht genau das, was ich jetzt mache, aber etwas Ähnliches. Toilettenmann eines kleinen Hotels in der Downtown zum Beispiel.«

»Es tut mir leid, aber ich verstehe einfach nicht, was ich mit all dem zu tun haben sollte.«

»Hören Sie, Joe ...« Ich legte meine Hand auf seine Schulter. »Sie verstehen noch nicht, worauf ich hinaus will. Ich rede nicht von meinen Schwierigkeiten. Sicher, ich gebe zu, das war das erste, was mir durch den Kopf geschossen ist, als ich gemerkt hatte, was passiert war. Aber das ist nicht so wichtig. Als ich feststellte, daß Buzzie Waters tot war, vergaß ich mein Selbstmitleid und fing wieder an, wie der Direktor einer Fernsehanstalt zu denken. Und wissen Sie, wie ein solcher Direktor denkt, Joe?«

»Tun die das?«

Er schoß die Frage ab, genau wie Buzzie es getan hätte, und das half. Ich drückte seine Schulter.

»Ja, Joe, das tun sie. Das ist nämlich ihr Job. Das ist mein Job. Nachzudenken und mir Sorgen zu machen. Nicht über mich selbst, aber über andere Leute. Über alle Leute in unseren Shows. Bei Buzzies Show zum Beispiel sind fünfundzwanzig beschäftigt. Da hat jeder seine Aufgabe. Und diese Leute sind es, an die ich jetzt denke. Buzzie Waters töten ist eine Sache, und das ist schlimm genug. Aber ihre Chancen gleich mitzutöten, ihnen Beruf und Brot zu nehmen, das ist etwas ganz anderes. Ich bin fest entschlossen, Joe. Ich kann es nicht tun.«

»Aber was ...«

»Passen Sie auf, Joe. Es gibt einen ganz einfachen Ausweg, eine ganz klare Lösung. Sie liegt ganz offen vor uns.«

»Wovon reden Sie?«

»Von Ihnen, Joe. Sie sind von jetzt an Buzzie Waters.«

»Aber ...«

»Unterbrechen Sie mich nicht, Joe. Lassen Sie mich ausreden. Ich hab' mir alles genau überlegt. Hier, setzen Sie sich.« Er warf mir einen eigenartigen Blick zu, aber er setzte sich. Und genau da wußte ich, daß ich ihn soweit hatte.

Ich begann, ihm alles zu erklären.

»Überlegen wir doch mal«, begann ich, »wie alles zusammenpaßt. Zunächst einmal wußte niemand, daß Buzzie hier draußen war. Wie es aussieht, muß er gestern Nacht allein hierher gefahren sein und seitdem gesoffen haben. Sid sagte, jemand hätte ihn bei Lindy getroffen. Ich werde das überprüfen und uns alle Informationen verschaffen – wer bei ihm war und was er getrieben hat. Sie brauchen nichts anderes zu tun, als von da an den Faden aufzunehmen.«

»Aber ...«

»Hören Sie mir zu.« Ich zündete mir eine Zigarette an und stellte dabei fest, daß meine Hände nicht mehr so sehr zitterten. »Ich habe mich im Zimmer umgesehen. Es gibt überhaupt kein Blut, und hier sieht es lediglich nach einer wüsten Sauferei aus. Warum sollten wir überhaupt Ordnung machen? Es wird ohnehin kein Mensch Verdacht schöpfen, denn schließlich ist Buzzie Waters ja immer noch da.«

»Das stimmt.« Joe nickte. »Da ist er. Und was wollen Sie damit anfangen?«

»Wir werden etwas tun«, bedeutete ich ihm. »Gleich hinter der Steilküste gibt es einen tiefen Steinbruch, und die Nacht ist dunkel. Ein paar schwere Felsbrocken, und das Problem existiert nicht mehr.«

»Kein Problem mehr. Und Buzzie Waters existiert weiter.«

Er überlegte. »Aber was passiert mit Joe Traskin?«

Ich hielt seinem forschenden Blick stand. »Nichts«, sagte ich. »Seien wir doch ehrlich. Was war denn mit Ihnen, ehe Sie letztes Jahr Buzzie trafen? Sie waren nichts als einer unter vielen namenlosen Arbeitern. Sie haben einen Lastwagen gefahren, hatten keine Familie, nicht einmal eine Krawatte.«

»Sie haben meine Post gelesen«, murmelte er.

»Ich habe sie überprüft. Das ist mein Beruf. Aber machen Sie sich nichts draus. Also zurück zum Thema. Buzzie hat Sie wegen Ihrer Ähnlichkeit aufgegabelt. Sie ist auch verblüffend, und das war Ihr Durchbruch. Sie haben als sein Double gearbeitet. Er ließ Sie statt seiner in der Öffentlichkeit auftreten, und ich glaube, daß er Sie ein- oder zweimal angerufen hat, damit Sie sich den Fotografen stellten, wenn er etwas anderes am Abend vorhatte.« Joe sagte nichts und grinste nur.

»Na schön, Sie haben also ein Jahr lang seine Person gespielt. Und letzte Woche hat er Sie entlassen. Was haben Sie dann gemacht?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe mein Hotelzimmer aufgegeben und habe mir eine Unterkunft außerhalb der Stadt gemietet. Ich habe dort die ganze Zeit seither verbracht.«

»Und als Ihr Zaster knapp wurde, haben Sie was gearbeitet«, fuhr ich fort. »Sie wurden wieder Lastwagenfahrer. Vielleicht hat Ihnen seitdem einmal jemand gesagt, daß Sie Buzzie Waters ähnlich sehen, aber das war auch alles. Ich hasse es zu sagen, daß Sie entbehrlich sind, Joe. Ohne Ihre Double-Tätigkeit sind Sie ein Niemand. Niemand in der ganzen Industrie hier hat sich auch nur gefragt, was aus Ihnen geworden ist, seit Buzzie Sie gefeuert hat. Sie sind einfach verschwunden, untergetaucht. Nun, Sie haben nicht einmal einen Anwalt, nicht wahr? Und auch keine Familie, die sich um Sie kümmern könnte.«

»Jedenfalls haben Sie mich verdammt schnell aufgespürt«, bemerkte er.

»Glück.« Ich zog ein Stück Papier aus der Tasche. »Ihr Name und Ihre Adresse standen auf diesem Schmierzettel, den ich auf dem Schreibtisch gefunden habe.«

Joe nickte. »Das stimmt. Ich erinnere mich daran, daß ich ihn angerufen habe, als ich umzog, um ihm für alle Fälle meine neue Nummer zu geben. Vielleicht wollte er mich heute anrufen.«

»Das werden wir nie mehr erfahren«, sagte ich. »Und es ist auch nicht wichtig. Wichtig ist nur, daß Sie von der Bildfläche verschwinden können, ohne daß jemand neugierig wird. Sie haben eben einfach die Stadt verlassen, und das ist alles.«

»Für mich klingt das alles immer noch ziemlich riskant.«

»Unsinn. Erinnern Sie sich an den Kerl, der vor sieben oder acht Jahren in vielen Shows auftrat, weil er ein Doppelgänger von Harry Truman war? Wie oft haben Sie sich wohl gefragt, was aus ihm geworden ist?« Ich ließ meine Worte einwirken. »Nein, es besteht überhaupt keine Gefahr. Das verspreche ich Ihnen. Und glauben Sie mir, für mich steht mehr auf dem Spiel als für Sie. Aber in dem Augenblick, als ich Ihren Namen und Ihre Telefonnummer auf dem Telefonzettel fand, wußte ich, daß das Problem gelöst war.«

»Na schön.« Joe zündete sich eine von seinen eigenen Zigaretten an. »Vielleicht kann ich ohne Schwierigkeiten untertauchen. Aber das bedeutet noch lange nicht, daß ich mich mit Buzzie Waters messen kann.«

Ich zuckte die Schultern. »Wenn ich Sie wäre, würde ich darüber nachdenken, Joe. Es rentiert sich immerhin.«

»Wieviel?«

Jetzt war es an mir, zu grinsen, als ich sein Gesicht sah und die Vorfreude in seiner Stimme bemerkte.

»Ich werde Ihnen keinen einzigen Cent anbieten«, erklärte ich. »Nicht einen Cent. Alles, was ich Ihnen biete, ist Buzzie Waters' Name. Und dieses Haus hier, seine Wohnung in der Stadt, seine Autos, sein Bankkonto und sein augenblickliches

wöchentliches Einkommen. Dazu seinen Vertrag, seine Bekanntheit, seine Zukunft. Das alles – auf einem silbernen Tablett. Und Sie müssen nichts dazu tun, als ›ja‹ sagen.«

»Das ist alles, wie?« Joe packte die Armlehnen seines Stuhls. »Haben Sie nicht ein paar Kleinigkeiten vergessen? Buzzie Waters ist – war ein großer Komiker. Jede Woche muß er eine neue Show bringen – und man ist es gewohnt, daß er die Menschen begeistert.«

»Sie wissen doch selbst, daß das nicht so schlimm ist, Joe. Wir haben vier Autoren, die die ganzen Scherze schreiben. Buzzie hat sich in der letzten Saison nicht einmal die Mühe gemacht, zu den Manuskriptbesprechungen zu erscheinen. Nicht einmal die Routinegags hat er sich gemerkt. Er hat das Zeug einfach vom ›Neger‹ abgelesen. Natürlich mit seiner eigenen Mimik und seinen bekannten Gesten. Aber seine Stimme, seine Gebärden und seine Art, sich zu geben, haben Sie in weniger als einer Woche gelernt. Ich werde dafür sorgen, daß Sie Aufzeichnungen seiner alten Shows zu sehen bekommen. Gesungen oder getanzt hat er nie, darum brauchen wir uns also nicht zu kümmern. Buzzie ist ein synthetisches Produkt, Joe – eine gelungene Kombination der richtigen Autoren und des richtigen Aufbaus. Wenn ich so aussehen würde wie Sie, könnte ich selbst für ihn auftreten.«

Joe nickte. »Sie haben wohl nichts von ihm gehalten, Millaney?«

»Wer tat das überhaupt?« Ich stand auf. »Seien wir doch ehrlich. Wenn seine Freunde wüßten, was heute hier geschehen ist, würden sie das Haus stürmen und mir eine Medaille verleihen. Sie tun es natürlich nicht, und überdies bezweifle ich, daß er überhaupt Freunde hatte.«

»Vielleicht sind Sie voreingenommen.« Joe zögerte. »Aber eines ist sicher: Er kannte eine ganze Menge Leute. Vielleicht kann ich vor der Kamera als Buzzie Waters agieren. Aber was ist mit dem Privatleben? Mit all den Leuten, die ihn kannten?«

Da war es wieder an mir, zu grinsen.

»Darin haben Sie doch schon einige Erfahrung. Sie sind für ihn vor den Pressefotografen aufgetreten, und kein Mensch hat den Unterschied bemerkt. Der Rest ist lediglich eine Angelegenheit des Eingewöhnens in die neue Rolle – des Erlernens wichtiger Einzelheiten seines Lebens und seiner Bindungen. Ich werde Ihnen jeden Zeitungsausschnitt zugänglich machen, in dem jemals etwas über Buzzie geschrieben wurde. Ich werde Ihnen alle unsere Unterlagen über ihn zugänglich machen, und ich verspreche Ihnen, wir haben eine ziemlich komplette Geschichte. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich wie ein Direktor denke, Joe. Ich habe mir all das von dem Augenblick, als ich beschloß, Sie anzurufen, genau überlegt, und ich habe keine Einzelheit außer acht gelassen. Buzzie hatte keinen festen Manager. Befreundet war er mit keinem Menschen, außer mit ein paar komischen Kollegen und Saufkumpanen. Noch ein Plus für uns – ich weiß auch, daß er bei Psychiatern war. Es gibt also niemanden, der wirklich mit diesem Burschen intim war. Und was die Details anbelangt, so bin ich sicher, sie Ihnen lückenlos liefern zu können. In einer Woche werden Sie Buzzie mehr ähneln als Buzzie selbst. Mit der Ausnahme, daß Sie nicht so viel saufen, kein solches Großmaul und bei weitem nicht so egoistisch sind.«

»Sie haben ihn gehaßt, nicht wahr?«

Ich seufzte. »Wie, glauben Sie, hat sich wohl der alte Doktor Frankenstein gefühlt, als er feststellte, was für ein Monster aus dem Kind geworden war, das er geschaffen hatte?«

»Und ich soll also jetzt das neue Monster werden.«

»Was haben Sie zu verlieren?«

Joe sah mich starr an. »Nun gut«, sagte er, »was habe ich zu verlieren?«

Ich streckte ihm meine Hand entgegen.

Er mußte sich etwas nach vorn beugen, um sie zu ergreifen, denn wir standen zu beiden Seiten der Leiche.

Glücklicherweise gab es keine größeren Schwierigkeiten. Die Leiche bei Dunkelheit in dem Steinbruch verschwinden zu lassen, war kein Problem. Natürlich war es nicht gerade ein Picknickausflug, aber schließlich mußte es getan werden. Und als wir es erst einmal hinter uns hatten, war das Schlimmste vorüber – zumindest für mich. Von nun an fiel die Hauptlast Joe zu, und ich war sehr zufrieden, zu sehen, daß er sich einfügte und den Job schaffte. All die Kleinigkeiten wie Wohnung kündigen, persönliche Habseligkeiten loswerden und in Buzzies Haus übersiedeln, gingen reibungslos vonstatten. Für Sid Richter hatte ich schon eine Story parat, wie ich Buzzie gefunden und aus seinem Rausch geweckt hatte, und am nächsten Tag ging die Probe wie geplant über die Bühne. Wenn Joe irgendwelche Fehler machte, hielt man sie wahrscheinlich einem Kater zugute. Und ich selbst konnte keinerlei Fehler entdecken.

In den folgenden zwei Wochen verbrachte ich eine Menge Zeit mit ihm; ich vermittelte ihm alle Daten, die er brauchte und brachte ihm Namen, Verbindungen, Referenzen bei und zeigte ihm die Freunde – oder das, was in Buzzies Welt für Freundschaften gegolten haben mochte. Als er sich erst einmal eingefunden hatte, schien alles erstaunlich leicht zu gehen. Wir machten sogar Schreibübungen; in wenigen Tagen konnte er die Unterschrift perfekt nachahmen, anhand von Fernsehaufzeichnungen erfuhr er alles, was er über Buzzie, den Komiker, wissen mußte.

Natürlich schwitzte ich oftmals, und als der Termin für die erste Show näher rückte, war meine Stirn keinen Augenblick mehr trocken. Trotzdem – selbst in den schlimmsten Situationen schien es immer noch wesentlich leichter zu sein, als wenn der echte Buzzie dagewesen wäre. Welcher Art die Schwierigkeiten waren, mit denen wir konfrontiert wurden, ich wußte zumindest, daß ich jemanden hatte, der bereit war, sie zusammen mit mir zu überwinden. Wir arbeiteten, wie ein

gutes Team zusammenarbeiten muß.

Mit Buzzie hatte ich die ganze Zeit nichts als Streitereien gehabt. Joe arbeitete gut. Er lernte schnell, und ich hielt ihn beschäftigt und hielt ihm lästige Frager und Besucher vom Hals. Wir hatten ja auch die großartige Ausrede, daß wir uns auf die Herbstsaison vorbereiten mußten. Und ich hatte das Gefühl, daß wir richtig im Geschäft waren, wenn wir erst einmal die Hürde der ersten Show genommen hatten.

Nun, er schwitzte Kugeln und ich ganze Atombomben, und endlich war der große Abend da – und dann war meine Stirn wieder trocken.

Er war so gut, wie Buzzie immer gewesen war. Nein, er war besser als Buzzie. Es gab keinerlei Pannen oder Pfusch. Er spulte eine prima Show ab.

Und als es vorbei war, ging er nach Hause in sein Appartement, um zu schlafen, statt wie Buzzie auszugehen und mit Käsekuchen nach Kellnern zu werfen.

Um die Wahrheit zu sagen, ich war derjenige, der ausging und feierte. Ich hatte das Gefühl, daß ich es verdient hatte.

In den folgenden Wochen lief alles wie am Schnürchen. Keinerlei Probleme. Ich konnte Joe schon ziemlich oft sich selbst überlassen; es schien, als könne er mit seinem neuen Leben ganz gut allein fertig werden. Ich behielt ihn natürlich an den Zügeln und wir trafen oft zusammen, aber es gab keinen Anlaß zur Kritik.

»Wie gefällt es Ihnen?« fragte ich ihn.

»Mir hat in meinem ganzen Leben noch nie etwas solchen Spaß gemacht«, erklärte er, und ich sah ihm an, daß er die Wahrheit sagte.

Also hörte ich auf, mir Sorgen zu machen. Schließlich waren schon zwei Monate vergangen, und ich hatte beinahe vergessen, wie alles geschehen war. Ich weiß, es klingt verrückt, aber es ist die Wahrheit: der wirkliche Buzzie Waters verschwand aus meinem Gedächtnis, wie jener schreckliche

Nachmittag immer mehr verblaßte. Dann kam die Katze zurück.

Genau genommen war es keine Katze. Eher ein Kanarienvogel ...

Sie zwitscherte eines Morgens an meiner Sekretärin vorbei und benahm sich, als sei mein Privatbüro ihr eigener Käfig.

»Melody Morgan!« rief ich mit einer Begeisterung in der Stimme, die ich weiß Gott nicht fühlte.

Aber da war sie nun – Melody Morgan, Buzzies kleine Spielgefährtin.

Im gleichen Augenblick, als ich sie sah, fing das Schwitzen wieder an. Für gewöhnlich kommt so ein kleines Vögelchen nie so weit; Tatsache ist, daß sie es normalerweise nie wagen würde, dem Boß einfach einen Besuch abzustatten, sich bis ins Büro zu wagen, einfach hinzusetzen und die Beine über die Armlehne meines bestbezogenen Sessels baumeln zu lassen. Aber – hier war sie.

»Kann ich irgend etwas für Sie tun?« fragte ich.

»Nun, ja, Mr. Millaney, ich glaube schon.« Sie blinkerte mit ihren falschen Wimpern und warf mir einen verschwörerischen Blick zu. »Ich möchte einen Job.«

»Einen Job. So.«

»Ich bin Sängerin, wissen Sie.«

»Ja, ich weiß«, bestätigte ich mit gekräuselten Lippen. »Aber das ist nicht meine Abteilung. Sie müssen Loomis sprechen, in der Hörfunkabteilung, oder Seagrist.«

»Nein, Mr. Millaney. Ich habe schon mit ihnen gesprochen. Sie haben nichts für mich.«

»Ziemlich schwierig, wie?«

Sie lächelte. »Nicht gerade. Um ganz ehrlich zu sein, Mr. Millaney, ich glaube nicht, daß sie mich für eine besonders gute Sängerin halten. Deshalb engagieren sie mich nie.«

»Oh.«

»Und, um bei der Wahrheit zu bleiben, ich glaube selbst

nicht, daß ich gut singe.«

»Und trotzdem glauben Sie, ich würde Sie engagieren.«

»Genau, Mr. Millaney.«

»Irgendwelche Gründe?«

»Ja. Ich bin sehr gut mit Buzzie Waters befreundet.«

»Ich weiß.«

»Ich habe ihn in den letzten Wochen ziemlich oft gesehen.«

»Das – das wußte ich nicht.« Ich wußte es wirklich nicht, und ich verfluchte mich innerlich deswegen.

»Sie sind ein sehr beschäftigter Mann, Mr. Millaney. Sie können schließlich nicht alles wissen.«

»Das stimmt.« Es stimmte. Aber das hier war eine Sache, von der ich unbedingt gewußt haben sollte. Selbstverständlich würde sich Joe früher oder später an Buzzies Freundin herangemacht haben. Aber warum hätte das nicht ein klein wenig später sein können?

»Nun, jedenfalls möchte ich, daß Sie mich engagieren.«

»Haben Sie eine besondere Show im Auge?«

Sie zuckte die Schultern. »Das ist mir eigentlich egal. Sie können mir einen Pauschalvertrag mit dem Sender geben.« Melody Morgans falsche Wimpern hörten auf zu blinkern. Sie sah mich ganz ruhig an. »Ich will Sie nicht in Verlegenheit bringen, da ich wirklich eine lausige Sängerin bin. Ich werde nicht darauf bestehen, aufzutreten. Geben Sie mir einfach den Vertrag, und ich bin zufrieden.«

»Nun ...« Ich zögerte. »Wir haben da natürlich einen Vertrag für ein festes Engagement. Die übliche Laufzeit ist sechs Monate. Aber ...«

»Bitte.« Sie erhob sich. »Ich möchte einen Vertrag für fünf Jahre. Und zwar unkündbar. An die kürzeste Laufzeit habe ich wirklich nicht gedacht. Und ich dachte auch nicht an die niedrigste Gage.«

»Was hatten Sie sich denn da so vorgestellt?«

»Tausend die Woche«, sang sie in perlenden Tönen. Ihr

Auftritt war wirklich perfekt.

Ich stand da. Ich hatte eine Menge Antworten auf Lager, aber keine davon war wirklich gut. Ich hätte sie fragen können, ob sie verrückt geworden sei, ob sie durchgedreht habe, wer sie sich eigentlich einbildete zu sein, mit wem sie wohl glaubte zu sprechen. Aber ich wußte, daß so etwas nicht helfen würde. Nicht einmal Buzzie Waters' vier Autoren wäre in diesem Augenblick etwas Vernünftiges eingefallen.

Ich räusperte mich und sagte: »Weiß Buzzie, daß Sie hier sind?«

Sie lachte. »Natürlich nicht. Das wissen wir doch beide. Buzzie weiß überhaupt nichts mehr. Oder, Mr. Millaney?« Sie sah meinen Gesichtsausdruck und lachte noch einmal auf. »Ich bestehe nicht auf einer Antwort auf diese letzte Frage. Es könnte peinlich für Sie sein. Antworten Sie mir lediglich auf meine Bitte um den Job.«

»Und wenn ich das nicht tue?«

»Dann, fürchte ich, muß ich Ihnen die letzte Frage noch einmal stellen. Und noch eine Menge weiterer Fragen. Zum Beispiel, was aus diesem Knaben geworden ist, den Buzzie gefeuert hatte, diesem Joe Traskin. Ich habe ihn in letzter Zeit überhaupt nicht mehr gesehen. Sie vielleicht?«

Ich beugte mich vor. »Wie sind Sie ...«

»Bitte! Jetzt wird es mir peinlich. Wenn ein Mädchen mit Buzzie so intim befreundet ist wie ich, dann müssen einem doch gewisse Dinge auffallen, oder? Kleine Veränderungen. Unterschiede. Und dann zählt man zwei und zwei zusammen, und schon hat man das Ergebnis.«

»Und zu welchem Ergebnis sind Sie gelangt?«

»Tausend die Woche«, sang sie wieder. Und es gab nur einen Weg, dieses Singen abzustellen.

»Na, schön«, sagte ich. »Aber ich muß Ihnen wohl nicht sagen, was das für ein Geschäft ist. Sie müssen Ihren Mund halten.«

»Mit Vergnügen.«

Es würde einer Menge Umwege und Beziehungen und riesiger Erklärungen bedürfen, um den Leuten begreiflich zu machen, warum ich so einem zweitklassigen Flittchen einen Fünfjahresvertrag gegeben hatte. Und wahrscheinlich mußte ich die tausend pro Woche letzten Endes doch aus meiner eigenen Tasche bezahlen. Aber es gab keinen anderen Ausweg. Jetzt nicht. Nicht, bis ich mit Joe gesprochen hatte ...

Joe konnte mir nicht helfen.

»Ich sage Ihnen, ich weiß überhaupt nichts davon«, erklärte er. »Ich habe nie den leisesten Verdacht geschöpft, daß sie irgend etwas vermuten könnte.«

»Aber warum mußten Sie unbedingt bei ihr herumhängen?«

»Die Antwort darauf mußte Ihnen doch selbst einfallen. Weil sie und Buzzie so eng befreundet waren. Ich konnte sie nicht fallenlassen, sonst hätten die Schwierigkeiten augenblicklich angefangen. Sie wissen, daß er ihr dieses Appartement finanziert hatte. Sie hätte ein Getöse veranstaltet...«

»Wie nennen Sie das?« unterbrach ich ihn. »Tausend Dollar die Woche! Das stinkt zum Himmel!«

»Harte Geschichte. Aber so spielt das Schicksal.«

»Es mußte aber nicht so weiterspielen.«

»Was meinen Sie damit?«

Ich blickte zur Decke. »Nehmen Sie mal an, Sie haben ein Haustier, Joe. Sagen wir, einen Kanarienvogel. Und Sie werden seiner überdrüssig. Vielleicht wollen Sie ihn einfach nicht mehr singen hören. Was tun Sie dann?«

Er starrte nicht zur Decke. Er starrte mich nur an und schüttelte den Kopf. »Eins müssen Sie sich merken, Kumpel«, sagte er. »Ich mag Haustiere sehr gern. Und ganz besonders dieses. Und ich mag die Dinge genau so, wie sie sind. Wenn ich Buzzie Waters sein soll, dann muß ich alles haben, was er gehabt hatte. So war es ausgemacht.«

»Ja, aber was ist denn an dieser Dame so Besonderes? Ich meine, Sie können alles haben, was Sie wollen. Meine Freundin Maggie würde Ihnen ...«

»Ich bin nicht an Shetlandponies interessiert. Dieser Kanarienvogel genügt mir vollauf. Und Sie wollen doch, daß ich zufrieden bin, nicht wahr, Kumpel?«

»Sicher will ich das, Joe.«

»Nennen Sie mich Buzzie. Das tun alle.« Er beugte sich über den Schreibtisch. »Und wenn Sie wollen, daß sie mich weiterhin Buzzie nennen, dann sollten Sie lieber nichts durcheinanderbringen. Einmal sind Sie davongekommen, aber ein zweites Mal werden Sie nicht so viel Glück haben. Lassen Sie's lieber, wie es ist.«

»Na, gut.«

Aber es war durchaus nicht gut, und ich wußte das. Die tausend Dollar waren schlimm genug, aber Joes neue Einstellung war noch viel schlimmer. Er hatte nie zuvor versucht, sein neues Gewicht in die Waagschale zu werfen, und das war ein schlechtes Zeichen.

Noch ehe die Woche zu Ende war, kam es noch schlimmer. Er rief mich an und bat mich, ihn zu einer Unterredung in seinem Appartement in der Stadt zu besuchen. »Wie wär's mit neun Uhr heute abend?« Ich willigte ein. Ich würde da sein, und ich würde pünktlich sein. Es war höchste Zeit, endlich klare Verhältnisse zu schaffen. Joe erwartete mich. Es hatte den Anschein, als fühle er sich sehr zu Hause. Er trug einen von Buzzies Hausmänteln mit dem protzigen Monogramm und Buzzies breites Grinsen im Gesicht. Und ich sah ihm an, daß er sich auch einige von Buzzies Lieblingsschnäpsen zum Nachschmecken genehmigt hatte. Der Kaffeetisch strotzte vor Flaschen.

»Willkommen in meinem bescheidenen Heim«, begrüßte er mich. »Nehmen Sie doch Platz.«

»Lassen Sie die Routine ruhig weg«, bedeutete ich ihm. »Ich habe Ihnen einiges zu sagen, und ich möchte, daß Sie mir

genau zuhören. Es ist höchste Zeit, daß wir einmal einiges klarstellen. Offen gestanden, ich mag diese unabhängige Art, die Sie an den Tag legen, überhaupt nicht. Von jetzt an werde ich die Befehle erteilen. Und so werden wir in Zukunft arbeiten.«

»Sparen Sie sich das«, sagte er. »Es wird nicht nötig sein.«

»Warum nicht?«

»Weil wir in Zukunft nicht mehr zusammenarbeiten werden.« Er ging hinter seinen Schreibtisch. »Ich sagte, daß ich ein paar Neuigkeiten für Sie habe. Sehen Sie sich das an.« Er warf mir ein Bündel Papiere zu.

Ich warf einen Bück auf den Briefkopf. »Ein Vertrag? Und mit diesem verdammten ...«

»Bitte, Sie sprechen von meinen künftigen Arbeitgebern. Und das werden sie schon in etwa fünf Wochen sein.«

»Sie gehören zu uns.«

»Auf der Basis von Vierteljahres-Optionen und mit einer lächerlichen Kündigungszeit von einem Monat.«

»Sie würden doch unsere Show nicht im Stich lassen.«

»Natürlich nicht. Die Show nehme ich mit. Und die meisten meiner Leute werden mit mir gehen.«

»Ihrer Leute? Was bilden Sie sich eigentlich ein, wer Sie sind?«

»Buzzie Waters. Und die anderen meinen das auch. Alle. Sie haben das schließlich arrangiert, nicht wahr?«

Meine Kehle schmerzte. Ich konnte kaum sprechen. »Aber Sie können doch nicht so einfach abhauen ...«

»Für siebentausend mehr die Woche kann ich alles. Mit solchen Beträgen können Sie nie mithalten.«

»Natürlich nicht.« Ich starrte auf den Kaffeetisch. »Das muß ich auch nicht. Wir sitzen in dieser Sache in einem Boot. Und wir bleiben gemeinsam drin. Ich habe Sie gemacht, und ich kann Sie auch wieder vernichten.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Dann werde ich es Ihnen erklären.« Ich lächelte ihn an. Es tat weh, jetzt lächeln zu müssen, aber ich schaffte es. »Als ich Sie an jenem Nachmittag in Buzzies Haus rief, habe ich Ihnen erklärt, daß ich ein Manager bin und mir alles genau überlegt habe. Nun, das stimmte natürlich. Ich wußte genau, was ich tat und warum ich es tun mußte.

Ich hätte mich seiner Leiche gleich entledigen und Sie später herzitieren können. Aber ich hatte meine Gründe, warum ich Sie gleich dabei haben wollte und warum Sie mir helfen mußten. Nicht weil ich Ihrer Assistenz bedurfte, sondern weil Sie das zum Mordkomplizen machte. So jedenfalls wird es das Gericht sehen, wenn Sie versuchen sollten, mich zu hintergehen.«

»So ist das also!«

Ich nickte. »Vielleicht glauben Sie, daß ich niemals gestehen würde. Aber wenn Sie mir eine Grube zu schaufeln versuchen, dann werde ich es tun. Weil Sie wissen, was geschieht. Wenn diese Show fällt, dann fällt auch mein Kopf. Sie werden mich kreuzigen. Wenn ich Sie weggehen lasse, bin ich für diesen Sender und jedes andere Unternehmen in der Branche gestorben. Ich habe mein Leben diesem Job geopfert. Wenn ich ihn verliere, dann ist es auch um den Rest nicht mehr schade. Ich warne Sie also – wenn Sie gehen, werde ich reden. Und wenn sie mich dann auf den elektrischen Stuhl setzen, werden Sie neben mir sitzen.«

»Sie lassen sich auf keine Kompromisse ein, wie?«

»Genau.«

»Sie sind ein Mörder«, murmelte er. »Und das ist der wahre Grund, warum ich diesen Vertrag unterzeichnet habe. Sehen Sie, ich hatte mir das alles etwas anders vorgestellt.«

»Was meinen Sie damit?«

»Denken Sie jetzt mal zurück«, sagte er. »Als ich Sie draußen in dem Haus aufsuchte, sagten Sie mir, daß es sich um einen Unfall handelte. Ich war damals bereit, Ihnen das

abzukaufen. Und ich sah tatsächlich einigen Sinn darin, Sie zu decken und noch mehr, all die anderen Leute zu beschützen, die an der Show mitarbeiten. Schließlich und endlich wäre niemandem damit geholfen gewesen, wenn ich Sie angezeigt hätte. Also ließ ich mich dazu überreden, mitzumachen. Dann fand ich aber heraus, daß Sie wirklich ein Killer sind. Es wurde mir an jenem Tage klar, als Sie mich baten, Ihnen dabei zu helfen, Melody loszuwerden. Nur ein echter Mörder kann so denken, Millaney. In jenem Augenblick beschloß ich, Sie zu verlassen. Und genau das werde ich tun.«

»Sie sollten das lieber nicht versuchen«, flüsterte ich. »Ich werde reden.«

Er schüttelte den Kopf. »Vergessen Sie das. Ich habe ein Alibi.«

Ich starrte ihn an.

»Ja, ein Alibi. Melody. Sie wird beschwören, daß ich jenen Nachmittag mit ihr verbracht habe. Ich bin aus dem Schneider.« Er grinste. »Tatsache ist, daß ich wirklich einen Teil jenes Nachmittags bei ihr verbracht habe. Und ein paar Leute haben mich hineingehen sehen. Glücklicherweise sah mich niemand herauskommen.«

Mit Mühe gelang es mir, hervorzustoßen: »Sie wollen aus dem Schneider sein? Sie waren nicht bei Melody. Sie kannten Melody damals ja noch gar nicht. Sie haben sie ja erst kennengelernt, nachdem Buzzie gestorben war.« Er grinste wieder.

»Ich hab' eine Neuigkeit für Sie«, sagte er. »Buzzie war nie tot.«

»Aber ...«

»Sie haben Joe Traskin umgebracht«, murmelte er. »Ich bin Buzzie Waters.«

Ich stand einfach da und starrte auf den Kaffeetisch. Er drehte sich.

»Und jetzt drehen wir mal den Spieß um«, fuhr er fort. »Ich

war draußen in meinem Haus, als Sie mich anriefen und losbrüllten. Mir war nicht nach einer Probe zumute, und mir war auch nicht danach, mich auf Ihr Gezänk einzulassen. Sie sagten, Sie würden gleich herüberkommen.

Da kam mir die großartige Idee für diesen Gag. Ich rief Joe an und bestellte ihn her. Er kam mit einem Taxi. Ich bot ihm seinen alten Job wieder an – unter der Bedingung, daß er statt mir im Haus bliebe und sich Ihr Getobe anhörte. Wir nahmen ein paar Drinks miteinander, und er erklärte sich einverstanden. Aber er war in Sorge um seine paar Habseligkeiten, denn er nahm an, daß seine Vermieterin sich daran vergreifen würde, weil er schon seit einiger Zeit mit der Miete im Rückstand war. Ich sagte ihm, das sei überhaupt kein Problem, wenn er mir den Schlüssel gäbe. Ich würde dann bei ihr bezahlen und das Zeug zurück zum Haus bringen. So machten wir es dann auch aus.

Auf dem Hinweg machte ich kurz Station bei Melody. Wir hatten einen Mordsspaß, jedesmal, wenn wir uns vorstellten, wie Sie auf den armen Joe einbrüllten. Dann verließ ich sie und begab mich zu seiner Wohnung. Das war kurz, bevor Sie dort anriefen.

Ich konnte mir natürlich nicht vorstellen, was passiert war. Nicht ehe ich ins Haus kam und Sie – und Joe sah. Der arme Kerl muß sich ganz schön an die Flasche gehalten haben, nachdem ich ihn allein gelassen hatte. Ich kann's ihm nicht verdenken. Er wollte Sie wohl nicht sehen. Nun, der Schuß ging für ihn nach hinten los, nicht wahr?

Aber als Sie mir erzählten, es sei ein Unfall gewesen, beschloß ich, daß der Gag weitergespielt werden sollte. Und da wurde es wirklich großartig – als Sie mir vorschlugen, mich selbst zu spielen. Das war das Komischste, was ich je in meinem Leben gehört hatte. Nie im Leben würde mir das jemand glauben, oder? Und genau deshalb war ich nie in irgendwelchen Schwierigkeiten. Wer in aller Welt sollte wohl glauben, daß ich geholfen habe, meinen Doppelgänger zu

beseitigen, nur um mich selbst zu spielen? Es ist völlig sinnlos, ganz einfach, weil ich keinerlei Motiv hatte. Sie sind der Mann mit dem Motiv. Was mich anbelangt – ich habe Melody und mein Alibi.«

Er fing an zu lachen.

Ich stand wie versteinert.

»Und Melody! Das war wirklich der Gipfel, als ich mit ihr ausmachte, daß sie sich den Vertrag bei Ihnen holen sollte. Sie sagte, sie hätte geglaubt, Sie würden platzen!«

Ich versuchte, mich zu bewegen, aber ich konnte es nicht.

»Sie haben sie dazu veranlaßt?« wisperte ich. »Sie gaben sich nicht mit dem zufrieden, was Sie getan hatten – Sie ließen auch Melody mich quälen?«

Er nickte. »Es war ein Gag, wie ich schon sagte. Mein bester Gag. Ein ziemlich boshafter zwar, aber – Sie haben ja keinen Sinn für Humor, nicht wahr? Sie verstehen nicht, was einen Komiker ausmacht, ganz einfach, weil Sie ein Managertyp sind – beziehungsweise waren.« Er winkte mit dem Vertrag. »Nachdem ich Sie verlassen habe, werden wir weitersehen. Sie haben keinerlei Möglichkeit, mich aufzuhalten – Sie und Ihr Managergehirn...«

»O ja, die habe ich«, sagte ich, und plötzlich konnte ich wieder laut sprechen und mich auch blitzschnell bewegen. Ich packte eine der Flaschen, die auf dem Kaffeetisch standen, am Hals und schwang sie auf und nieder, immer wieder auf und nieder, und als sie zerbrach, machte ich mit dem zerbrochenen Stück in meiner Hand weiter.

Es war die gleiche Szene wie damals in jenem Haus, genau die gleiche. Mit einem einzigen Unterschied: diesmal hatte ich kein Double, das ich anrufen konnte. Und daß ich nicht mehr in der Lage war, wie ein Manager zu denken.

Buzzie Waters hatte am Ende die Wahrheit gesagt: Ich bin ein Mörder.

Und was kann ein Mörder jetzt tun?

DER LETZTE MEISTER

The Past Master

Ehrlich, ich könnte sterben. So wie sich George benimmt, könnte man fast glauben, es wäre meine Schuld. Man könnte annehmen, er hätte den Kerl tatsächlich nie gesehen. Man könnte meinen, ich hätte seinen Wagen gestohlen. Und dauernd verlangt er, ich solle ihm alles erklären. Ich hab's ihm nicht nur einmal gesagt – ich hab's ihm mindestens hundertmal erzählt, und den Polizisten auch. Außerdem – was soll ich ihm denn erzählen? Er war doch da.

Natürlich ergibt das Ganze überhaupt keinen Sinn, das weiß ich schon. Beim Himmel, ich wünschte, ich wäre an jenem Sonntag zu Hause geblieben. Ich wünschte, ich hätte George vorgeflunkert, ich hätte schon eine andere Verabredung, als er mich anrief. Oder ich hätte ihn wenigstens gebeten, mich in eine Show zu führen, statt an diesen blöden Strand. Er und sein offener Wagen! Außerdem kleben einem bei warmem Wetter an diesen Ledersitzen dauernd die Beine fest.

Aber Sie hätten mich sehen sollen, als er am Sonntag anrief. So wie ich mich benahm, hätte man meinen können, er würde mich nach Florida bringen. Ich zog diesen neuen Hosenanzug an, den ich bei Stern's gekauft habe und wusch noch schnell mein Haar mit dem Tönungsshampoo. Wissen Sie, George ist derjenige, der damit angefangen hat, daß sie mich jetzt unten im Büro alle »Blondie« nennen.

Na, jedenfalls kam er vorbei und holte mich so um vier Uhr ab. Es war immer noch heiß, und er hatte das Verdeck abgenommen. Ich schätze, er war gerade damit fertig geworden, den Wagen zu waschen. Er sah wirklich großartig aus, und er sagte: »Mann, er paßt richtig zu deinem Haar, wie?«

Erst sind wir die Parkway hinuntergefahren, und dann über

den Drive hinaus. Es war gerammelt voll. Die Autos, meine ich.

Also sagte er, wie's denn wäre, wenn wir erst nach dem Abendessen zum Strand gingen.

Mir war es egal, und so gingen wir zu Luigi's, einem Fischrestaurant, ziemlich weit auf dem Highway nach Süden. Es ist teuer, und sie haben riesige Menüs mit den tollsten Sachen. Schildkröten und so.

Ich bestellte ein Lendensteak mit Pommes frites und George ein gegrilltes Hähnchen. Vor dem Essen nahmen wir ein paar Drinks, und nachher blieben wir auch noch sitzen und tranken ein paar. Wir zogen uns gegenseitig ein bißchen auf, über den Strand und das alles, wissen Sie, und daß wir die Dunkelheit abwarten mußten, weil wir ja kein Badezeug dabei hatten.

Jedenfalls, ich machte Blödsinn. Dieser George – nun, glauben Sie bloß nicht, ich hätte nicht gewußt, warum er mich mit all den Drinks vollpumpte. Als wir gingen, blieb er noch einmal an der Bar stehen und kaufte sich ein Bier.

Der Mond ging gerade auf; er war beinahe voll. Wir fingen während des Fahrens an zu singen, und ich fühlte mich so richtig wohl. Na, und als er dann sagte, gehen wir doch nicht zum Strand, und daß er diese kleine, abgelegene Stelle wüßte, da dachte ich: Warum nicht?

Es war so eine Art kleine Bucht, und man konnte abseits der Straße parken und dann hinuntergehen und über das Meer schauen.

Aber deshalb hatte George die Stelle nicht ausgesucht. Er hatte überhaupt kein Interesse daran, übers Wasser zu schauen. Das erste, was er tat, war, daß er seinen großen Bademantel ausbreitete. Als Nächstes machte er sein Bier auf, und dann fing er an zu fummeln.

Nichts Ernstes, wissen Sie, einfach nur fummeln und so. Na ja, er sieht wirklich nicht schlecht aus, trotz seiner eingeschlagenen Nase, und wir hielten uns ans Bier. Irgendwie war

es romantisch. Ich meine, der Mond und das alles. Erst als er wirklich zu stürmisch wurde, bremste ich ihn. Und da mußte ich ihm praktisch schon eine kleben, bis er begriff, daß ich es wirklich ernst meinte.

»Laß das«, sagte ich. »Schau dir an, was du gemacht hast! Du hast meinen Hüfthalter zerrissen!«

»Zum Teufel, ich kauf dir einen neuen«, sagte er. »Komm schon, Baby.« Er versuchte, mich wieder zu packen, und ich klebte ihm eine richtige, direkt auf die Backe. Einen Augenblick lang glaubte ich, er würde deswegen wütend werden. Aber er war ziemlich voll, schätze ich. Jedenfalls, er fing an, mir vorzufaseln, wie leid es ihm täte, und daß er schon wüßte, daß ich nicht zu der Sorte gehöre, aber daß er eben verrückt nach mir sei.

Ich mußte beinahe lachen; sie sind so komisch, wenn sie so werden. Aber ich rechnete mir aus, daß es bestimmt klüger wäre, wenn ich ihm etwas vorspielte, und so tat ich einfach so, als sei ich wirklich sauer und noch nie in meinem Leben derart beleidigt worden.

Dann sagte er, wir sollten noch etwas trinken und drehte sich um, aber die Dose war leer. Also meinte er, wie es denn wäre, wenn er die Straße hinauflaufen und noch etwas holen würde. Oder wir könnten ja beide zu der Taverne gehen, wenn ich wollte.

»Mit den ganzen Flecken an meinem Hals?« fragte ich. »Ich gehe auf keinen Fall mit. Wenn du noch etwas willst, dann hol dir's selbst.«

Jedenfalls, deshalb war ich allein, als es passierte. Ich saß da auf diesem Bademantel und schaute auf das Wasser hinaus, als ich sah, wie sich dieses komische Ding bewegte. Erst meinte ich, es sei ein Stück Holz oder so etwas. Aber als es dann näherkam, stellte ich fest, daß es ein Schwimmer war, und er kam schnell näher.

Ich beobachtete ihn also weiter und sah, daß es tatsächlich

ein Mann war und daß er auf den Strand zukam. Dann war er nahe genug, und ich sah, wie er aufstand und an Land watete. Er war groß, wie die Baseballspieler, wissen Sie, nur nicht so sehnig, wenn Sie wissen, was ich meine. Und, beim Himmel, er hatte überhaupt nichts an. Keine Badehose. Nicht einen Faden.

Nun ja, ich meine, was sollte ich tun? Ich rechnete mir aus, daß er mich vielleicht nicht sehen konnte, und außerdem kann man ja nicht in der Gegend herumrennen und wie eine Verrückte schreien. War ja auch niemand in der Nähe, der mich hätte hören können. Ich war ganz allein. Also blieb ich einfach sitzen und wartete darauf, daß er die Böschung hinauf zur Straße oder sonstwo hin ging.

Aber er ging nicht weg. Er kam aus dem Wasser und direkt auf mich zu. Stellen Sie sich das mal vor – da saß ich also, und dort war er – tropfnaß und ohne Kleider. Aber er begrüßte mich ganz freundlich, als sei alles in bester Ordnung. Er sah richtig verträumt aus, wenn er lächelte.

»Guten Abend«, sagte er. »Dürfte ich Sie fragen, wo ich mich hier befinde?«

Stellen Sie sich vor: Er wollte wissen, wo er sich befand!

Ich sagte ihm, wo er war, und er nickte, und dann erst bemerkte er, wie ich ihn anstarrte. Er sagte: »Dürfte ich Sie bitten, mir diese Decke zu leihen?«

Na ja, was konnte ich denn tun? Ich stand auf und gab ihm den Bademantel. Er wickelte sich hinein. Erst jetzt stellte ich fest, daß er diese Tasche in der Hand hatte. Sie war aus irgendeinem Plastikmaterial, und man konnte nicht sehen, was drin war.

»Was ist denn mit Ihrer Badehose passiert«, fragte ich ihn.

»Badehose?« So wie er das sagte, hätte man meinen können, er hätte das Wort noch nie in seinem Leben gehört. Dann lächelte er wieder und sagte: »Tut mir leid. Ich habe sie verloren.«

»Von wo kommen Sie eigentlich?« fragte ich. »Haben Sie ein Boot da draußen?« Er war braun gebrannt und sah aus wie einer von den Burschen, die die ganze Zeit über im Jachthafen herumhängen.

»Ja. Woher wissen Sie das?« sagte er.

»Nun, wo sollten Sie denn sonst herkommen?« gab ich zurück. »Man braucht doch bloß zu überlegen.«

»Das stimmt«, sagte er.

Ich warf einen Blick auf seine Tasche. »Was haben Sie denn da?«

Er machte den Mund auf, um mir zu antworten, aber er kam nicht dazu, denn plötzlich kam George den Abhang heruntergerannt. Ich hatte sein Auto nicht gehört und auch von den Lichtern nichts gemerkt. Aber da war er, und die Flasche hielt er in der Hand, als wollte er losschlagen.

»Was, zum Teufel, geht hier vor?« brüllte er.

»Nichts«, sagte ich.

»Wer, zum Teufel, ist dieser Kerl? Woher kommt er?« schrie George wieder.

»Gestatten Sie mir, mich vorzustellen«, sagte der Fremde. »Mein Name ist John Smith und ...«

»John Smith, meine Fresse!« brüllte George. Er sagte nicht Fresse, sondern etwas viel Unanständigeres. Er war wirklich wütend. »Na schön, lassen wir's dabei. Und was hat das alles zu bedeuten?«

»Das hat überhaupt nichts zu bedeuten«, sagte ich. »Dieser Mann war schwimmen und hat seine Badehose verloren. Also hat er sich den Bademantel ausgeliehen. Er hat da draußen ein Boot und ...«

»Wo? Wo ist das Boot? Ich sehe kein Boot!« Ich sah auch keines, wenn ich's jetzt so bedenke. George wartete sowieso die Antwort nicht ab. »Sie geben mir jetzt den Bademantel zurück, und dann machen Sie, daß Sie von hier verschwinden!«

»Er kann nicht«, sagte ich. »Er hat doch keine Badehose an.«

George stand mit offenem Mund da. Dann schwang er seine Flasche. »Na schön, Mann. Sie kommen mit uns.« Er warf mir einen schlaun Blick zu. »Weißt du, was ich glaube? Ich finde den Kerl verdächtig. Er könnte sogar einer von den Spionen sein, die die Russen immer mit Unterseebooten 'rüberschicken.«

Das ist typisch George, müssen Sie wissen. Seit in den Zeitungen so viel über Kriege steht, lebt er dauernd in Angst vor den Kommunisten.

»Nun reden Sie schon«, sagte er zu dem Mann. »Was ist in der Tasche?«

Der Fremde sah ihn bloß an und lächelte.

»Na schön. Wenn du's auf die rauhe Tour möchtest, mir soll's recht sein. Merk dir das, Freundchen, wir fahren jetzt zur Polizei. Also, komm schon, sonst werde ich ungemütlich.«

George schwang wieder die Flasche.

Der Kerl zuckte bloß die Schultern, und dann schaute er George an.

»Sie haben ein Auto?« fragte er.

»Sicher, oder seh ich wie Paul Revere aus?« sagte George.

»Paul Revere? Lebt er noch?« Der Mann machte Spaß, aber das wußte George nicht.

»Halt's Maul und setz dich in Trab«, sagte er. »Der Wagen steht gleich da oben.«

Der Mann sah hinauf zum Auto, dann nickte er vor sich hin und schaute George an.

Das war alles, was er tat. Ich kann's beschwören. Er schaute ihn einfach an.

Er machte keine komischen Handbewegungen und er sagte kein Wort. Er schaute ihn bloß an und hörte dabei nicht mal auf zu lächeln. Sein Gesicht veränderte sich überhaupt nicht.

Aber Georges Gesicht veränderte sich. Es wurde plötzlich unbeweglich, wie steifgefroren. Und dann alles. Ich meine, seine Hände wurden gefühllos und die Flasche fiel auf die Erde

und platzte. George konnte sich einfach nicht mehr bewegen.

Ich machte den Mund auf, aber der Kerl schaute mich einmal an, und da dachte ich, es sei wohl besser, wenn ich ruhig bliebe. Plötzlich fror ich am ganzen Körper, und ich weiß nicht, was mir passiert wäre, wenn ich den Mund nicht gehalten hätte.

Ich stand also da, und dieser Kerl ging zu George und zog ihn aus. Nur, es war nicht so, wie wenn man einen Menschen auszieht, weil George genau so war wie eine von den Puppen, die in den Schaufenstern der Modehäuser stehen. Dann zog der Mann Georges Kleider an und hüllte George in den Bademantel. Ich konnte sehen, daß er in der einen Hand seine Plastiktasche und in der anderen Georges Autoschlüssel hatte.

Ich wollte schreien, aber der Kerl sah mich wieder an, und da konnte ich einfach nicht. Ich war nicht steif wie George, auch nicht gelähmt oder so etwas. Ich konnte einfach nicht schreien. Und was hätte es schließlich genützt?

Der Kerl ging ruhig den Hang hinauf, kletterte in Georges Auto und fuhr weg. Er sagte kein Wort und schaute sich auch kein einziges Mal mehr um. Er ging einfach weg.

Dann konnte ich plötzlich schreien, und wie!

Ich schrie immer noch, als George wieder zu sich kam.

Nun, wir mußten den ganzen Rückweg zu Fuß zurücklegen. Es war mehr als drei Meilen weit zur nächsten Polizeistation, und ich mußte ihnen die ganze Geschichte immer und immer wieder erzählen. Sie schrieben sich Georges Zulassungsnummer auf, und sie suchen das Auto immer noch. Und dieser Sergeant meint, George hätte mit seinen Kommunisten vielleicht recht gehabt. Nur, er hat nicht gesehen, wie dieser Kerl George angeschaut hat. Jedesmal, wenn ich daran denke, könnte ich glatt verrückt werden.

Aussage von Milo Fabian

Ich hatte gerade die Vorhänge zurechtgezogen, als er hereinkam. Natürlich glaubte ich erst, er wolle etwas liefern. Er trug eine von diesen scheußlichen olivbraunen Hosen, eine Konfektionssportjacke und eine von diesen Mützen, die ein wenig aussehen wie die, welche die Jockeys tragen.

»Nun, was gibt es?« fragte ich. Ich fürchte, ich war ein klein wenig rüde zu ihm – um die Wahrheit zu sagen, seit Jerry mir sagte, er wolle wegen der Ausstellung nach Cape Cod, war ich in miserabler Stimmung. Man hätte doch annehmen sollen, daß er zumindest meine Gefühle auch respektiert und mich zum Mitkommen aufgefordert hätte. Aber nein, ich mußte hierbleiben und die Galerie offenhalten.

Aber sonst hatte ich eigentlich überhaupt keinen Grund, diesem Fremden gegenüber unhöflich zu sein. Ich meine, er sah ziemlich attraktiv aus, als er diese idiotische Mütze abnahm. Er hatte schwarzes, gelocktes Haar und war außergewöhnlich groß; ich hätte beinahe Angst vor ihm bekommen, aber dann lächelte er.

»Mr. Warlock?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

»Dies ist doch die Warlock-Galerie, nicht wahr?«

»Ja. Aber Mr. Warlock ist zur Zeit nicht in der Stadt. Ich bin Mr. Fabian. Kann ich etwas für Sie tun?«

»Es ist eine ziemlich delikate Angelegenheit.«

»Wenn Sie etwas zu verkaufen haben, können Sie es mir ruhig zeigen. Ich tätige alle Einkäufe für die Galerie.«

»Ich habe nichts zu verkaufen. Ich möchte einige Gemälde kaufen.«

»Nun, wenn das so ist – warum kommen Sie dann nicht mit mir nach hinten, Mr. ...«

»Smith«, sagte er.

Als wir den Gang hinuntergingen, fragte ich ihn: »Haben Sie eine bestimmte Vorstellung? Wie Sie vielleicht wissen, sind

wir auf moderne Maler spezialisiert. Wir haben zur Zeit einen sehr guten Kandinski und einen frühen Mondrian ...«

»Die Bilder, die ich möchte, haben Sie nicht hier«, sagte er. »Dessen bin ich sicher.«

Wir waren schon fast in der Galerie. Ich blieb stehen. »Was wünschen Sie dann wirklich?«

Er stand da und schwang seine riesige Plastiktasche. »Sie meinen, welche Art Gemälde? Nun, ich möchte einen oder zwei gute Rembrandts, einen Raphael, etwas von Tizian, einen Tintoretto. Dann einen van Gogh, einen El Greco, einen Breughel, einen Hals, einen Holbein und einen Gauguin. Ich glaube, ›Das letzte Abendmahl‹ kann man wohl nicht haben – das ist wohl ein Fresko, nicht wahr?«

Der Mann hörte sich einfach verrückt an. Ich fürchte, ich war richtiggehend pikiert, und ich zeigte es ihm auch, »Bitte!« sagte ich. »Ich bin heute morgen sehr beschäftigt. Ich habe keine Zeit für solche ...«

»Sie verstehen mich nicht«, antwortete er. »Sie kaufen doch Gemälde ein, nicht wahr? Nun, ich möchte, daß Sie mir ein paar besorgen. Als mein persönlicher Agent – so nennt man das wohl?«

»So nennt man das«, bedeutete ich ihm. »Aber das kann doch einfach nicht Ihr Ernst sein. Haben Sie überhaupt eine Vorstellung davon, was es kosten würde, eine solche Kollektion zusammenzukaufen?«

»Ich habe Geld«, sagte er. Wir standen in der Nähe des Ladentisches beim Eingang. Er ging hinüber, legte seine Tasche darauf und öffnete sie.

Ich habe nie, aber auch wirklich nie in meinem ganzen Leben einen solch phantastischen Anblick erlebt. Die Tasche war vollgestopft mit Geldscheinen, Bündel neben Bündel, und jede einzelne Note war ein Fünf- oder Zehntausend-Dollar-Schein! Wirklich, ich hatte so etwas in meinem ganzen Leben noch nie gesehen.

Wenn er Zwanziger oder Hunderter gehabt hätte, hätte ich angenommen, es seien Fälschungen. Aber so etwas hätte niemand gewagt. Sie sahen echt aus, und sie waren auch wirklich echt. Ich weiß das – aber davon später.

Ich stand also da und starrte auf diesen unvorstellbaren Haufen Geld, und dieser Mr. Smith – so nannte er sich wenigstens – fragte: »Nun, glauben Sie, daß ich genug habe?«

Mir wurde richtiggehend schwindlig, als ich darüber nachdachte.

Stellen Sie sich das vor: Ein Fremder kommt einfach von der Straße herein, hat zehn oder mehr Millionen Dollar dabei und möchte dafür Gemälde kaufen. Und mein Anteil an der Provision beträgt fünf Prozent.

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Meinen Sie das alles wirklich ernst?«

»Hier ist das Geld. Wie schnell können Sie mir besorgen, was ich brauche?«

»Bitte«, sagte ich, »das ist alles so ungewöhnlich, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll. Haben Sie eine endgültige Liste dessen, was Sie zu kaufen wünschen?«

»Ich kann Ihnen die Namen aufschreiben«, sagte er. »Die meisten habe ich im Kopf.«

Er wußte, was er wollte, das muß ich sagen. Velasquez, Cezanne, Degas, Utrillo, Monet, Toulouse-Lautrec, Delacroix, Ryder, Pissarro ...

Dann schrieb er die Namen der Gemälde auf. Ich glaube, ich schnappte laut nach Luft. »Wirklich«, sagte ich, »Sie können nicht erwarten, daß ich Ihnen die ›Mona Lisa‹ besorge.«

»Warum nicht?« Er sah aus, als sei es ihm durchaus ernst.

»Sie ist nicht verkäuflich. Um keinen Preis der Welt.«

»Das wußte ich nicht. Wer ist der Besitzer?«

»Der Louvre. In Paris.«

»Das wußte ich nicht.« Er machte keinen Spaß. Ich schwöre es. »Und was ist mit den anderen?«

»Ich fürchte, die meisten dieser Gemälde fallen in die gleiche Kategorie. Sie sind nicht verkäuflich. Die meisten hängen hier oder in Europa in öffentlichen Galerien und Museen. Und die anderen Gemälde, die Sie aufgeschrieben haben, befinden sich zum größten Teil in den Händen privater Sammler, die wohl niemand zu einem Verkauf überreden kann.«

Er erhob sich und begann, das Geld wieder in seine Tasche zurückzustopfen. Ich ergriff seinen Arm.

»Aber wir können selbstverständlich unser Bestes versuchen«, versicherte ich ihm. »Wir haben unsere Quellen, unsere Verbindungen. Ich bin ganz sicher, daß wir Ihnen von jedem einzelnen Meister, den Sie aufgeschrieben haben, eines der weniger bedeutenden und bekannten Werke besorgen können. Das Ganze ist nur eine Frage der Zeit.«

Er schüttelte den Kopf. »Das geht nicht. Wir haben heute Dienstag, nicht wahr? Ich muß bis Sonntagabend alles beisammen haben.«

Haben Sie je in Ihrem Leben schon einmal so etwas Lächerliches gehört? Der Mann starrte nachdenklich vor sich hin.

»Sehen Sie«, sagte er. »Ich verstehe jetzt, wie die Dinge sind. Die Gemälde, die ich brauche, sind über die ganze Welt verstreut. Sie befinden sich im Besitz öffentlicher Galerien und Museen, die nicht verkaufen. Und ich glaube, das gleiche gilt dann auch für die Handschriften und Manuskripte. Die Gutenberg-Bibel zum Beispiel. Oder Erstaussagen von Shakespeare-Werken, die Unabhängigkeitserklärung ...«

Er starrte mich an. Ich wagte nur noch zu nicken.

»Wie viele von den Dingen, die ich brauche, sind hier?« fragte er. »Ich meine, hier, in diesem Land?«

»Ein guter Teil. Etwas mehr als die Hälfte.«

»Nun gut. Sie tun also folgendes: Setzen Sie sich dort drüben hin und machen Sie mir eine Liste. Ich möchte nur, daß Sie mir

die Namen der Gemälde aufschreiben und wo sie sich befinden. Für diese Liste gebe ich Ihnen zehntausend Dollar.«

Zehntausend Dollar für eine Liste, die er sich in jeder öffentlichen Bibliothek hätte zusammenstellen können! Zehntausend Dollar für weniger als eine Stunde Arbeit!

Ich gab ihm seine Liste. Er gab mir das Geld und verließ das Geschäft.

Ich stand kurz vor dem Wahnsinn. Ich meine, es war alles so verwirrend. Er kam einfach, ging wieder, und ich stand da und wußte nicht einmal seinen wirklichen Namen. Nichts. Diese exzentrischen Millionärstypen. Er ging einfach hinaus, und ich stand da und hielt zehntausend Dollar in der Hand.

Nun, ich bin normalerweise kein Mensch von übereilten Entschlüssen. Er war schon seit drei Minuten gegangen, ehe ich abspernte und zur Bank ging. Den Weg zurück zur Galerie legte ich förmlich im Tanz zurück.

Dann sagte ich mir: »Wozu eigentlich?«

Jetzt mußte ich wirklich nicht mehr zurückkehren. Das war mein Geld, nicht Jerrys. Ich hatte es selbst verdient. Und was ihn betraf – er konnte meinetwegen bleiben wo er war und verfaulen. Ich brauchte seinen großartigen Job nicht.

Ich ging weiter und kaufte mir einen Flugschein nach Paris. Dieses ganze Gerede vom Krieg ist doch reiner Unsinn. Nichts als Unsinn, wenn Sie mich fragen.

Sicher, Jerry wird ziemlich wütend werden, wenn er es erfährt. Na schön, soll er. Muß er sich eben einen anderen Jungen suchen.

Aussage von Nick Krauss

Ich war völlig erledigt. Seit Dienstagabend hing ich nun schon in diesem Job, und jetzt hatten wir Samstag. Meine Nerven waren einfach hin.

Aber ich dachte nicht daran, den Job aufzugeben, denn das

war das große Geld. Die größte Sache, die jemals gestiegen ist.

Sicher, ich hab schon von der Brink-Sache gehört. Ich habe auch eine ziemlich genaue Vorstellung davon, was da drin war. Aber das war vergleichsweise eine Handvoll Erdnüsse, und die ganze Sache brauchte mehr als ein Jahr Vorbereitung.

Aber dieses Geschäft übersteigt alles bisher Dagewesene. Stell dir das doch mal selbst vor. Sechs Millionen Böcke. Bar. In vier Tagen. Merk dir das gut. Ich hab' gesagt, sechs Millionen in vier Tagen. Das ist alles, Bruder.

Und wer das gemacht hat? Ich. Ganz allein.

Und laß dir eines gesagt sein: Ich hab' mir den Zaster verdient. Jeden einzelnen lausigen Cent davon. Und glaub bloß nicht, ich hätte nicht auch Pennies in Mengen ausspucken müssen. Ich kann mich jetzt nicht mal mehr genau daran erinnern, wieviel es von Anfang bis Ende zusammen gewesen sind. Aber die ganzen Auslagen – zum Beispiel um die Flugzeuge zu chartern, mit denen ich das Zeug hergeflogen habe – schätze ich zusammen auf ungefähr eineinhalb Millionen, nur um mal eine Summe zu nennen.

Bleiben viereinhalb Millionen. Viereinhalb Millionen – und ich unterwegs zu der Yacht, um sie zu kassieren.

Ich hatte das verdammte Zeug im Lastwagen. Hundertvierzig Stück, und einige davon sogar ziemlich schwer. Aber ich ließ niemanden beim Aufladen daran herumfummeln. Das war Dynamit. Nur zwei Meilen von dem Lagerhaus, wo ich alles zusammengetragen hatte. Die längsten zwei Meilen, die ich je in meinem Leben gefahren bin.

Sicher, ich hatte ein Lagerhaus. Ich hatte das Ding gekauft. Ich hatte auch die Yacht für ihn gekauft. Bar bezahlt. Wenn man sechs Millionen in bar hat, um damit herumzuspielen, dann riskiert man nichts bei Sachen, die man ebensogut ohne Schwierigkeiten kaufen kann.

Es war sowieso eine Menge Risiko dabei. Aber das mußte ich eingehen, weil es so pressierte. Mach mir das mal nach, wie

ich das geschafft habe ohne ein Dutzend Pannen.

Aber der Zaster hat geholfen. Nimm irgendeinen Kerl, und für zwei-, dreitausend wird er dich verpfeifen. Gib ihm zwanzig oder dreißig, und er gehört dir. Ich rede nicht vom Syndikat. Da hatte ich eine Menge Burschen, die waren nicht mal in irgendeiner Gang – Kerle, die noch nie in ihrem Leben fotografiert worden sind, außer vielleicht für solche College-Jahrbücher, in denen die ganzen Professoren abgebildet werden. Ich habe Wächter bezahlt und Polizisten, und auch Kuratoren. Keine schrägen Typen, Kuratoren. Das sind Leute, die Museen leiten.

Ich weiß immer noch nicht, was der Kerl eigentlich mit dem ganzen Zeug wollte. Ich kann mir nur denken, daß er einer von diesen indischen Radschahs ist oder so was. Aber er sah nicht wie ein Hindu aus – er war groß und gut gebaut und jung. Er sprach auch nicht wie so einer. Aber wer sonst schmeißt einen solchen Haufen Kies für solche staubigen Bilder und ähnliches Zeug zum Fenster hinaus?

Na, jedenfalls tauchte er am Dienstagabend mit dieser Tasche auf. Wie er auf mich gekommen ist und wie es ihm gelungen ist, an Lefty vorbei die Treppen hinunterzukommen, hab' ich nie herausgekriegt.

Aber da war er. Er fragte mich, ob es wahr sei, was er über mich gehört hätte, und er fragte mich, ob ich für ihn einen Job übernehmen wolle. Er behauptete, sein Name sei Smith. Du weißt schon, die Sorte Kerle, die sich dir nicht zu erkennen geben wollen.

Es war mir egal, ob er inkognito bleiben wollte oder nicht. Weil, wie man sagt, Geld allein spricht. Und an diesem Dienstag sprach es verdammt laut. Der macht seine Tasche auf und kippt tatsächlich zwei Millionen Böcke auf den Tisch.

Ich schwör's, zwei Millionen Dollar! Bar!

»Ich habe das für die Spesen mitgebracht«, sagte er. »Vier Millionen mehr sind noch drin, wenn Sie mitmachen.«

Den Rest können wir vergessen. Wir wurden uns einig, und ich machte mich an die Arbeit. Am Mittwoch hatte ich ihn auf der Yacht, und dort blieb er die ganze Zeit über. Jeden Abend ging ich zu ihm, um zu berichten.

Ich war selbst in Washington, und auch die Sache in New York und Philadelphia hab ich selbst gemacht. Boston auch, am Freitag. Der Rest war meistens telefonisch. Ich schickte dauernd Leute mit Bestellungen und Bargeld nach Detroit, Chicago, St. Louis und an die Westküste. Sie hatten ihre Listen und wußten, wonach sie suchen mußten. Alle, mit denen ich Verbindung aufnahm, machten sich für ihren Job eigene Pläne. Ich zahlte, was sie verlangten, und so gab's keine Schwierigkeiten. Wäre auch nicht gut gewesen, wenn einer von ihnen versucht hätte, mich hereinzulegen. Wo konnten sie das Zeug denn verkaufen? Die Dinger sind viel zu heiß.

Bis es Donnerstag war, steckte ich bis an den Hals in Diagrammen, Lageplänen und Fluchtwegskizzen. Sechs der Jungen waren nur damit beschäftigt, Alarmanlagen und solches Zeug zu überprüfen, wo ich arbeiten mußte. Wir hatten etwa fünfzig in New York für uns arbeiten, ganz abgesehen von den Burschen drinnen. Du würdest es nicht glauben, wenn ich dir die Namen von ein paar der Burschen sagen würde, die für uns gearbeitet haben. Große Professoren und solche Leute, die uns Tips gaben, Drähte abklemmten oder Türen offenließen. Ein Glück, daß die Bullen die vier Kerle, die gepetzt hatten, samt und sonders erschossen haben. Damit konnten sie uns nicht auf die Spur kommen.

Alles zusammen müssen es sieben oder acht sein, die sie geschnappt haben; die vier in Los Angeles, zwei in Philadelphia, einen in Detroit und einen in Chicago. Sie hielten aber alle dicht. Ich ließ meine Drähte spielen und hatte natürlich meine Leute dort, die die Sache im Auge behielten. Jedes einzelne Stück kam in Privatmaschinen drüben in Jersey an, direkt im Lagerhaus.

Und ich hatte sämtliche Werke, 143 Stück, auf dem Lastwagen und fuhr zum Kassieren.

Ich brauchte drei Stunden, um das Zeug auf der Yacht zu verstauen. Dieser Kerl, dieser Mr. Smith, saß die ganze Zeit nur da und schaute zu.

Als ich fertig war, sagte ich: »Das ist alles. Sind Sie jetzt zufrieden oder wollen Sie eine Quittung?«

Er sagte nichts. Er schüttelte bloß den Kopf.

»Sie werden sie öffnen müssen«, sagte er.

»Öffnen? Dazu brauche ich doch wieder ein paar Stunden!«

»Wir haben Zeit«, sagte er.

»Die haben wir, weiß Gott! Mister, dieses Zeug ist glühend heiß. Ungefähr hunderttausend Bullen suchen die Sore – haben Sie denn keine Zeitungen gelesen oder Radio gehört? Das ganze verdammte Land ist in Aufruhr. Schlimmer als die Kriegskrise oder wie man das nennt. Ich will hier weg, und zwar schnell.«

Aber er wollte unbedingt, daß ich alle Schachteln und Kisten öffnete, und also öffnete ich sie. Zum Teufel, für vier Millionen tut einem so ein bißchen Arbeit nicht weh. Nicht mal, wenn man todmüde ist.

Es war eine ziemlich harte Arbeit, weil alles sorgfältig und gründlich verpackt war. Damit es keine Beschädigungen gab.

Nichts war gerahmt. Er hatte diese Leinwände und all das über den ganzen Boden verteilt und hakte Stück für Stück in seinem Notizbuch ab. Und als ich das letzte Bild ausgepackt und all das Holz und den Kram an Deck geschafft und über Bord geworfen hatte, ging ich wieder zu ihm und fand ihn in der vorderen Kabine.

»Was soll das?« fragte ich ihn. »Wohin gehen Sie?«

»Ich werde diese Sachen auf mein Schiff bringen«, sagte er.

»Sie haben doch wohl nicht erwartet, daß ich einfach in diesem Boot wegsegle, nicht wahr? Und ich brauche Ihre Assistenz, um sie an Bord zu bringen. Machen Sie sich keine Sorgen, es

ist nicht sehr weit.«

Er ließ die Maschinen an. Ich baute mich hinter ihm auf und hielt ihm meine Special zwischen die Rippen.

»Wo ist der Zaster?« fragte ich.

»In der anderen Kabine, auf dem Tisch.« Er machte sich nicht einmal die Mühe, sich umzusehen.

»Und Sie versuchen keinen Trick, wie?«

»Sehen Sie selbst nach.«

Ich ging, um nachzusehen. Vier Millionen Dollar lagen auf der Tischplatte. Fünf- und Zehntausend-Dollar-Noten, und keine einzige Blüte darunter.

Es würde nicht allzu leicht sein, das Zeug loszuwerden – die Feds wären bei diesen großen Scheinen sofort stutzig geworden –, aber schließlich gibt es ja eine Menge Länder, in denen sie diese großen Scheine mögen und keine Fragen stellen. Südamerika, und so. Darüber machte ich mir keine allzu großen Sorgen, solange ich nur wußte, daß es mir gelingen würde, dort hinzukommen.

Und ich wußte, daß ich hinkommen würde. Ich ging wieder zurück in die andere Kabine und zeigte ihm noch mal meine Special. »Also weiter«, sagte ich. »Ich werde Ihnen helfen, aber beim ersten Trick, den Sie versuchen, nehme ich Ihnen mit einer Kugel den Blinddarm 'raus.«

Er wußte, wer ich war. Er wußte genau, daß ich's ihm wirklich besorgen und dann abhauen konnte. Aber er warf mir nicht einmal einen kurzen Blick zu, sondern steuerte ruhig weiter.

Vier bis fünf Meilen mußte er ungefähr gefahren sein. Es war stockdunkel, und er hatte keine Positionslampen gesetzt, aber er wußte genau, wohin er wollte. Plötzlich stoppte er und sagte: »Wir sind da.«

Ich ging mit ihm an Deck und sah überhaupt nichts. Bloß die Lichter weit hinten am Strand und rings um uns her das Wasser. Hol mich der Teufel, ich sah einfach nirgends ein Boot.

»Wo ist es?« fragte ich ihn.

»Wo ist was?«

»Ihr Schiff?«

»Dort unten.« Er deutete über Bord.

»Was, zum Teufel, haben Sie? Ein Unterseeboot oder etwas anderes?«

»Etwas anderes.« Er beugte sich über die Reling. Seine Hände waren leer; er tat nichts anderes, als sich einfach hinausbeugen. Und, so wahr mir Gott helfe, plötzlich kam das verdammte Ding aus dem Wasser herauf. Wie so eine Art großer, silberner Ball, mit einem Deckel oben drauf.

Den Deckel sah ich erst, als er sich öffnete. Und es kam längsseits geschwommen, so daß er die Gangplanke hinüber auf den Dekel schieben konnte.

»Kommen Sie«, sagte er. »Ich helfe Ihnen. Es wird nicht lange dauern.«

»Sie glauben, ich trage Ihnen das Zeug über diese lausige Planke?«

»Keine Sorge, Sie können nicht fallen. Es ist magno-meschiert.«

»Was, zum Teufel, hat das nun wieder zu bedeuten?«

»Ich zeige es Ihnen.«

Er ging über die Planke und kletterte in das Ding, noch ehe ich überhaupt einen Versuch machen konnte, ihn zurückzuhalten. Die Planke bewegte sich dabei um keinen einzigen Zentimeter.

Dann kam er wieder heraus. »Kommen Sie. Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben.«

»Wer hat Angst?«

Aber ich hatte Angst, mächtige Angst. Denn jetzt wußte ich, wer er war. Ich hatte in diesen Tagen eine Menge Zeitungen gelesen, und alles über diese Kriegsgerüchte. Die Kommunisten mit ihren neuen Waffen und all dem Zeug – nun, er war einer von ihnen. Kein Wunder, daß er mit den Millionen

einfach so um sich warf.

Also nahm ich mir vor, meine Pflicht fürs Vaterland zu tun. Ich schleppte die lausigen Bilder zu ihm an Bord. Ich wollte einen Blick in dieses Unterseeboot werfen. Aber als ich fertig war, war ich zu dem Schluß gekommen, daß er nicht nach Rußland oder sonstwo hinfahren würde. Ich würde das auf jeden Fall verhindern.

Ja, so machte ich es also. Ich half ihm, die ganzen Sachen in das U-Boot zu schleppen.

Dann änderte ich meine Meinung wieder. Er war kein Russe. Er war überhaupt nichts von dem, was ich mir vorstellen konnte. Höchstens ein Erfinder. Denn das Ding, das er hatte, war einfach verrückt.

Es war innen völlig hohl. Ganz hohl, nur mit einer dünnen Wand herum. Ich schwöre, da war weder Platz für eine Maschine noch sonst etwas. Gerade genug Platz, um das Zeug zu verstauen, und dann blieben vielleicht noch zwei bis drei Stehplätze übrig.

In dem ganzen Ding gab es auch kein elektrisches Licht, aber es war trotzdem hell. Und zwar taghell. Tageslicht. Ich weiß, was ich sage. Ich kenne Neon und all die Sachen. Das war etwas anderes. Etwas völlig Neues ...

Instrumente? Nun, es hatte auf einer Seite ein paar Schlitze, aber die waren unten am Boden. Man mußte sich hinlegen, um zu sehen, wie das funktionierte. Und er beobachtete mich dauernd, also wollte ich nichts riskieren und nicht zu neugierig wirken. Ich dachte mir, das sei gesünder so.

Ich hatte Angst, weil er keine Angst hatte.

Ich hatte Angst, weil er kein Russe war.

Ich hatte Angst, weil es einfach keine runden Bälle gibt, die im Wasser schwimmen und an die Oberfläche kommen, wenn man sie bloß anschaut. Und weil er mit seinem Geld von nirgendwo gekommen war und jetzt mit den Gemälden nach nirgendwo verschwand. Ich verstand überhaupt nichts mehr –

außer einem: Ich wollte raus! Ich wollte nur noch weg!

Vielleicht glauben Sie, ich sei verrückt, aber das ist nur, weil Sie noch nie in einem schwimmenden Ball gewesen sind, der sich überhaupt nicht bewegt und nicht schaukelt, wenn die Wellen gegen ihn schlagen und in dem helles Tageslicht herrscht, obgleich nirgends etwas ist, das leuchtet. Sie haben diesen Mr. Smith nie gesehen, der niemals Smith hieß und auch kein Mister war.

Aber wenn Sie das erlebt hätten, dann hätten Sie verstanden, warum ich so froh war, als ich endlich wieder auf der Yacht war und das Geld an mich nehmen konnte.

»So«, sagte ich, »und jetzt fahren wir zurück.«

»Fahren Sie, wann Sie wollen«, sagte er. »Ich muß jetzt weg.«

»Allein? Und wie, zum Teufel, soll ich zurückkommen?« schrie ich.

»Nehmen Sie die Yacht«, sagte er. »Sie gehört Ihnen.«

»Aber ich kann keine Yacht steuern«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wie man das macht.«

»Es ist ganz einfach. Ich erkläre es Ihnen. Kommen Sie mit in die Kabine. Ich habe es in weniger als einer Minute gelernt.«

»Hm.« Ich zog die Special. »Sie fahren mich jetzt zurück zu den Docks.«

»Tut mir leid, aber dazu ist keine Zeit mehr. Ich muß mich auf den Weg machen, ehe ...«

»Sie haben mich verstanden«, sagte ich. »Setzen Sie das Boot in Bewegung.«

»Bitte. Sie machen alles so schwer. Ich muß jetzt gehen.«

»Erst bringen Sie mich zurück. Dann fahren Sie meinetwegen zum Mars oder wo das sonst ist.«

»Mars? Wer hat etwas von Mars gesagt?«

Er lächelte eigenartig und schüttelte den Kopf. Und dann sah er mich an.

Er sah mich direkt an. Er sah in mich hinein. Seine Augen

waren wie zwei große, runde Silberkugeln, die hinter meine Augen rollten und in meinen Schädel krachten. Sie kamen ganz langsam und ganz schwer auf mich zu, und ich konnte mich nicht einmal ducken. Ich fühlte, wie sie kamen, und ich wußte, wenn sie mich trafen, war ich erledigt.

Meine Beine gehorchten mir nicht mehr. Alles war taub. Er stand da und lächelte nur und schickte seine Augen nach mir aus. Sie rollten, und ich konnte spüren, wie sie trafen. Dann war ich – weg.

Das letzte, an das ich mich erinnere, ist, daß ich geschossen habe.

Aussage von Elizabeth Rafferty, M. D.

Am Sonntagmorgen um 9.30 Uhr läutete er. Ich erinnere mich genau an die Zeit, weil ich gerade mit dem Frühstück fertig geworden war und das Radio andrehte, um die Nachrichten zu hören. Sie hatten offensichtlich wieder ein sowjetisches Boot aufgebracht, und zwar in Charleston Harbour, mit atomarer Ausrüstung. Die Küstenwache und die Luftwaffe waren in Alarmbereitschaft versetzt ...

Es läutete, und ich ging zur Tür, um zu öffnen.

Da stand er. Er muß mindestens einen Meter neunzig groß gewesen sein. Ich mußte zu ihm aufsehen, um sein Lächeln zu sehen, aber das war es wert.

»Ist der Doktor da?« fragte er.

»Ich bin Dr. Rafferty.«

»Gut. Ich hatte gehofft, daß ich das Glück haben würde, Sie anzutreffen. Ich bin einfach die Straße entlang gegangen, um einen Arzt zu finden. Es ist ein ziemlich dringender Fall.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich und trat beiseite. »Wollen Sie nicht hereinkommen? Ich mag es nicht, wenn mir meine Patienten den ganzen Eingang vollbluten.«

Er blickte auf seinen linken Arm. Er blutete stark. Und

anhand des Lochs in seiner Jacke und den Pulverspuren konnte ich mir leicht ausmalen, weshalb.

»Hier hinein«, sagte ich. Wir gingen in mein Büro. »Wenn Sie mir jetzt gestatten, Ihnen beim Ausziehen Ihrer Jacke und Ihres Hemdes behilflich zu sein, Mr. ...«

»Smith«, sagte er.

»Natürlich. Auf den Tisch. So ist es richtig. Nun, ruhig – lassen Sie mich nur machen – da. Aha! Ein bildsauberer Durchschuß. Hinein und auch wieder heraus. Sieht so aus, als ob Sie Glück gehabt haben, Mr. Smith. Halten Sie jetzt still. Ich mache einen Versuch ... Das mag ein bißchen wehtun ... Gut. Nun müssen wir nur noch desinfizieren ...«

Und die ganze Zeit über beobachtete ich ihn. Er hatte das Gesicht eines Spielers, aber nicht das entsprechende Gebaren. Ich wurde einfach nicht schlau aus ihm. Die ganze Prozedur ließ er ohne einen Laut und ohne eine Miene zu verziehen über sich ergehen.

Schließlich, als ich ihn verbunden hatte, sagte ich: »Ihr Arm wird wahrscheinlich ein paar Tage steif bleiben. Ich möchte Ihnen raten, ihn nicht zu sehr zu bewegen. Wie ist das passiert?«

»Unfall.«

»Nun kommen Sie schon, Mr. Smith.« Ich griff nach dem Kugelschreiber und kramte nach dem Formular. »Wir wollen doch nicht kindisch sein. Sie wissen genau so gut wie ich, daß jeder Arzt verpflichtet ist, bei Schußwunden ein ausführliches Protokoll aufzunehmen.«

»Das wußte ich nicht.« Er schwang sich vom Behandlungstisch. »Wer bekommt dieses Protokoll?«

»Die Polizei.«

»Nein!«

»Bitte, Mr. Smith! Ich bin gesetzlich verpflichtet ...«

»Nehmen Sie das.«

Mit seiner rechten Hand fischte er etwas aus seiner Tasche

und warf es auf meinen Schreibtisch. Ich starrte darauf. Ich hatte noch nie in meinem Leben eine Fünftausend-Dollar-Note gesehen, und sie war es wert, angestarrt zu werden.

»Ich gehe jetzt«, sagte er. »Genau genommen bin ich ohnedies niemals hier gewesen.«

Ich zuckte die Schultern. »Wie Sie wünschen«, bedeutete ich ihm. »Aber da ist noch etwas ...«

Ich langte in die linke obere Schublade meines Schreibtisches und zeigte ihm, was ich darin verborgen hatte.

»Dies ist eine 22er, Mr. Smith«, sagte ich. »Eine Damenpistole. Ich habe sie noch nie benutzt, außer beim Scheibenschießen. Es täte mir leid, wenn ich sie heute zum erstenmal benutzen müßte, aber ich muß Ihnen zur Warnung sagen, daß Sie, wenn ich es tue, Schwierigkeiten mit Ihrem rechten Arm haben werden. Als Ärztin kann ich meine Schießkünste mit meinen anatomischen Kenntnissen kombinieren. Sie verstehen?«

»Ja, ich verstehe. Aber Sie verstehen nicht. Sehen Sie, Sie müssen mich gehen lassen. Es ist sehr wichtig. Ich bin kein Krimineller.«

»Das hat auch niemand behauptet. Aber Sie werden einer sein, wenn Sie versuchen, das Gesetz dadurch zu umgehen, daß Sie sich weigern, meine Fragen für dieses Protokoll zu beantworten. Es muß innerhalb von vierundzwanzig Stunden in den Händen der Behörden sein.«

Er lächelte. »Sie werden es niemals lesen.«

Ich seufzte. »Lassen Sie uns doch nicht debattieren. Und greifen Sie auch nicht in Ihre Tasche.«

Er lächelte mich an. »Ich habe keine Waffe. Ich möchte nur Ihre Gebühr erhöhen.«

Wieder flatterte ein Schein auf meinen Tisch. Zehntausend Dollar. Fünftausend plus Zehntausend macht Fünfzehntausend. Es summierte sich.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Für eine junge Ärztin, die eben

dabei ist, sich ihre Existenz aufzubauen, mag all das sehr verlockend erscheinen – aber ich habe nun mal zufällig eine ziemlich altmodische Auffassung von solchen Dingen. Außerdem glaube ich kaum, daß mir jemand dieses Geld wechseln würde, denn die Zeitungen sind ja voll von aufregenden Berichten über ...«

Plötzlich schluckte ich. Fünf- und Zehntausend-Dollar-Scheine. Das paßte. Ich lächelte ihn über den Schreibtisch hinweg an. »Wo haben Sie die Gemälde, Mr. Smith?« fragte ich.

Jetzt war es an ihm, zu seufzen. »Bitte, fragen Sie mich nicht. Ich möchte niemandem weh tun. Ich möchte nur gehen, ehe es zu spät ist. Sie waren sehr freundlich zu mir. Ich bin Ihnen dankbar. Nehmen Sie das Geld und vergessen Sie den Vorfall. Dieses Protokoll ist Unsinn, glauben Sie mir.«

»Ihnen glauben? Während das ganze Land in Aufruhr ist wegen der gestohlenen Meisterwerke, und mit den Kommunisten, die sich praktisch schon unter unseren Betten verstecken? Vielleicht ist es nur weibliche Neugierde, aber ich möchte es wissen.« Ich zielte sorgfältig. »Dies hier ist kein Plauderstündchen, Mr. Smith. Entweder Sie reden, oder ich schieße.«

»Na schön. Aber es bringt uns nicht weiter.« Er beugte sich vor. »Sie müssen das glauben. Es hilft nichts. Ich könnte Ihnen die Gemälde zeigen, ja. Ich könnte sie Ihnen geben. Aber es würde überhaupt nichts helfen. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden werden sie ebenso wertlos sein wie das Protokoll, das Sie aufnehmen wollten.«

»O ja, das Protokoll. Wir könnten eigentlich gleich damit anfangen«, sagte ich. »Trotz Ihrer ziemlich pessimistischen Prognose. So wie Sie reden, könnte man ja fast glauben, die Bomben würden schon morgen fallen.«

»Das werden sie auch«, bedeutete er mir. »Hier und überall.«

»Sehr interessant.« Ich nahm die Waffe in meine Linke und

griff mit der Rechten nach dem Kugelschreiber. »Aber jetzt zum geschäftlichen Teil. Ihren Namen, bitte. Ihren wirklichen Namen.«

»Kim Logan.«

»Geburtsdatum?«

»25. November 2903.«

Ich hob die Waffe. »Der rechte Arm«, sagte ich. »Genau durch den Trizeps. Es wird weh tun.«

»25. November 2903«, wiederholte er. »Letzten Sonntag bin ich um zehn Uhr abends nach Ihrer Zeit hier angekommen. Heute abend um neun Uhr werde ich wieder zurückreisen. Es ist ein 169-Stunden-Zyklus.«

»Wovon sprechen Sie überhaupt?«

»Mein Gerät liegt draußen in der Bucht. Die Gemälde und Manuskripte habe ich dort untergebracht. Ich hatte eigentlich vor, bis zu meiner Rückreise heute abend untergetaucht zu bleiben, aber ein Mann hat mich angeschossen.«

»Haben Sie Fieber?« fragte ich. »Kopfschmerzen?«

»Nein. Ich habe Ihnen gesagt, daß es keinen Sinn hat, Ihnen die Dinge erklären zu wollen. Sie werden mir nicht glauben, genauso wenig wie Sie mir das mit den Bomben geglaubt haben.«

»Bleiben wir bei den Tatsachen«, entgegnete ich. »Sie geben also zu, daß Sie die Gemälde gestohlen haben? Warum?«

»Natürlich wegen der Bomben. Es wird Krieg geben. Einen großen Krieg. Noch vor morgen früh werden Ihre Flugzeuge die russischen Grenzen passiert haben, und die Russen werden entsprechend reagieren. Und das ist nur der Anfang. Es wird Monate – Jahre dauern. Am Ende – ein verwüstetes Schlachtfeld. Aber die Meisterwerke, die ich mit mir nehme, werden gerettet sein.«

»Wie?«

»Ich habe es Ihnen gesagt. Heute um neun Uhr werde ich in meine Heimat im Zeitkontinuum zurückkehren.« Er hob die

Hand. »Sagen Sie nun nicht, das sei nicht möglich. Mit Ihrer heutigen, physikalischen Konzeption wäre es das. Auch unserer Wissenschaft zufolge ist nur die Vorwärtsbewegung demonstrierbar. Als ich dem Institut mein Projekt unterbreitete, waren sie sehr skeptisch. Aber sie bauten das Gerät nach meinen Angaben trotzdem. Sie erlaubten mir, das Geld aus dem historischen Fort Knox zu verwenden. Und vor meiner Abreise empfing ich noch eine recht ironische Art von Segen. Ich kann mir vorstellen, daß mein Verschwinden doch ein paar erstaunt gehobene Brauen verursacht hat. Aber das wird nichts sein gegen die Reaktion, die mich bei meiner Rückkehr erwartet. Meine triumphale Rückkehr mit einer Ladung von Meisterwerken, von denen man behauptet, daß sie vor rund tausend Jahren zerstört wurden.«

»Wollen wir doch einiges klarstellen«, sagte ich. »Wenn ich Sie recht verstehe, dann sind Sie hergekommen, weil Sie wissen, daß ein Krieg ausbrechen wird und weil Sie einige alte Meister vor der Vernichtung bewahren wollen. Stimmt das?«

»Genau. Es war ein gewagtes Spiel, aber ich hatte das Geld. Ich habe diese Ära so genau studiert, wie das anhand der vorhandenen Unterlagen nur möglich war. Ich kenne die linguistischen Besonderheiten dieses Zeitalters – Sie haben doch keine Schwierigkeiten, mich zu verstehen, nicht wahr? Und es ist mir gelungen, einen Plan auszuarbeiten. Natürlich war ich nicht immer erfolgreich, aber es ist mir doch gelungen, in weniger als einer Woche den größten Teil zu bekommen. Vielleicht kann ich noch einmal zurückkommen – etwa ein Jahr früher als jetzt – und noch einige mehr besorgen.« Seine Augen begannen zu strahlen. »Warum nicht? Wir könnten mehr Geräte bauen und als Team kommen. Dann könnten wir uns alles holen, was wir wollen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nehmen wir nur der Argumentation wegen einmal für eine Minute an, ich glaube Ihnen – was ich natürlich nicht tue. Sie haben also die Gemälde

gestohlen, sagen Sie. Sie nehmen sie mit sich nach zweitausendneunhundertirgendwann, heute abend. Das hoffen Sie wenigstens. Ist das Ihre Geschichte?»

»Das ist die Wahrheit.«

»Na schön. Und nun schlagen Sie vor, das Experiment in größerem Stil zu wiederholen. Ein Jahr vor dieser Zeit zurückzukommen und weitere Meisterwerke zu stehlen. Nehmen wir wieder an, Sie würden das tun. Was aber geschieht in diesem Fall mit den Gemälden, die Sie jetzt schon mitnehmen?»

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Nach Ihren Angaben werden sich diese Gemälde dann ja in Ihrer Zeit befinden. Aber vor einem Jahr hingen sie doch noch in den verschiedensten Galerien. Werden sie da sein, wenn Sie wiederkommen? Sie können doch nicht doppelt existieren.«

Er lächelte. »Ein schönes Paradoxon. Ich beginne Sie zu mögen, Dr. Rafferty.«

»Lassen Sie sich von diesem Gefühl nur nicht übermannen. Ich kann Ihnen nämlich versichern, daß es durchaus nicht auf Gegenseitigkeit beruht. Selbst wenn Sie die Wahrheit sprächen, könnte ich Ihre Motive nicht bewundern.«

»Was stört Sie an meinen Motiven? Ohne auf meine Waffe zu achten, erhob er sich. »Ist es nicht ein lohnendes Ziel, unsterbliche Schätze vor der sinnlosen Zerstörung in einem Vernichtungskrieg zu bewahren? Die Welt verdient es, daß ihr künstlerisches Erbe bewahrt wird. Ich habe meine Existenz aufs Spiel gesetzt, nur um Schönheit in meine eigene Zeit zu bringen – wo sie genossen und richtig gewürdigt werden kann und wo sich reinere und längst nicht von solcher Grausamkeit wie ich sie hier angetroffen habe, erfüllte Geister daran erfreuen werden.«

»Große Worte«, sagte ich. »Aber die Tatsachen bleiben. Sie haben diese Gemälde gestohlen.«

»Gestohlen? Ich habe sie gerettet! Ich sage Ihnen, noch ehe dieses Jahr um wäre, wären sie samt und sonders zerstört.

Nennen Sie es Diebstahl, wenn man einmalige Kostbarkeiten aus einem brennenden Tempel rettet?« Er beugte sich zu mir herunter. »Ist das ein Verbrechen?«

»Warum versuchen Sie statt dessen nicht erst einmal, dem Feuer Einhalt zu gebieten?« konterte ich. »Sie wissen – ich nehme an, aus Ihren historischen Unterlagen –, daß heute nacht oder morgen früh der Krieg ausbrechen wird. Warum verwenden Sie Ihre Kenntnisse nicht dazu, ihn zu verhindern?«

»Weil ich es nicht kann. Die Unterlagen sind skizzenhaft, unvollständig. Es ist mir nicht einmal gelungen, genau festzustellen, wie der Krieg begann – oder vielmehr beginnen wird. Irgendein trivialer Zwischenfall unbekannter Natur. In dieser Hinsicht ist uns nichts klar.«

»Aber könnten Sie nicht die Regierung warnen?«

»Und damit die Geschichte verändern? Den natürlichen Ablauf der Ereignisse? Unmöglich!«

»Verändern Sie ihn nicht schon, indem Sie diese Gemälde an sich nehmen?«

»Das ist etwas anderes.«

»Wirklich?« Ich sah ihm in die Augen. »Ich verstehe nicht, wieso. Aber die ganze Angelegenheit ist sowieso unmöglich. Ich habe schon zuviel Zeit damit vergeudet, mich mit Ihnen zu unterhalten.«

»Zeit!« Er warf einen Blick auf die Wanduhr. »Beinahe Mittag. Ich habe nur noch neun Stunden. Und noch so viel zu erledigen. Das Gerät muß justiert werden.«

»Wo befindet sich denn dieser kostbare Mechanismus?«

»Draußen in der Bucht. Natürlich getaucht. Das hatte ich schon bei der Konstruktion berücksichtigt. Sie können sich vielleicht vorstellen, wie gefährlich es wäre, an Land durch die Zeit zu reisen, da sich die Erdoberfläche ja verändert. Aber das Meer bleibt ziemlich unverändert. Ich wußte, daß ich die meisten Gefahrenquellen praktisch ausgeschaltet hatte, wenn ich einige Meilen von der Küste entfernt starten und

ankommen würde. Außerdem bietet das Meer das ideale Versteck. Mit einfachen, mechanischen Mitteln werde ich mich heute abend über die Stratosphäre erheben und dann, wenn ich den Anziehungsbereich der Erde hinter mir gelassen habe, mit dem Gantic-Antrieb die Dimensionen ...«

Kein Zweifel. Ich brauchte sein Gerede nicht zu Ende anzuhören, um zu wissen, daß er total verrückt war. Schade. Er war ein hübscher Bursche.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Die Zeit ist um. Ich tue es nicht gern, aber ich habe keine andere Wahl. Bewegen Sie sich nicht. Ich werde jetzt die Polizei anrufen.«

»Stop! Sie dürfen nicht anrufen! Ich werde alles tun. Ich werde Sie sogar mit mir nehmen. Genau, ich werde Sie mitnehmen! Möchten Sie nicht Ihr Leben retten? Möchten Sie der Vernichtung nicht entkommen?«

»Nein. Niemand wird entkommen«, bedeutete ich ihm. »Und Sie ganz besonders nicht. Jetzt bleiben Sie still stehen und lassen Sie Ihre komischen Vorschläge. Ich werde anrufen.«

Er blieb stehen. Er stand still. Ich nahm den Hörer auf und lächelte ihn dabei süß an. Er lächelte zurück. Er sah mich an.

Irgend etwas geschah.

Es hat schon viele Diskussionen über die klinischen Aspekte der hypnotischen Therapie gegeben. Ich erinnere mich daran, daß man in der Schule einmal den Versuch machte, mich zu hypnotisieren. Ich war völlig immun. Ich schloß daraus, daß eine gewisse Bereitschaft, mitzumachen und eine gewisse Beeinflußbarkeit vorhanden sein müssen, damit man sich ein Medium in Hypnose völlig unterwerfen kann.

Ich hatte mich getäuscht.

Ich hatte mich getäuscht, weil ich mich jetzt plötzlich nicht mehr bewegen konnte. Keine Lichter, keine Spiegel, keine Stimmen, keine Suggestion. Ich konnte mich nur nicht mehr bewegen. Ich saß da und hielt die Pistole in der Hand. Ich saß da und mußte zusehen, wie er hinausging und die Tür hinter

sich zuschloß. Ich konnte sehen und fühlen. Ich konnte sogar hören, wie er »Leben Sie wohl« sagte.

Aber ich konnte mich nicht bewegen. Ich konnte reagieren, aber nur soweit dies meine Lähmung zuließ. Ich konnte zum Beispiel die Uhr an der Wand ansehen.

Ich beobachtete die Zeiger der Uhr von Mittag bis sieben Uhr abends. Während des Nachmittags kamen mehrere Patienten, konnten nicht herein und gingen wieder. Ich starrte auf die Uhr, bis die Dunkelheit das Ziffernblatt verschluckte. Ich saß da, bis unvermittelt das Telefon läutete.

Das brach den Bann. Aber es zerbrach auch mich. Ich konnte nicht antworten. Ich fiel über den Schreibtisch, und meine Muskeln verkrampften sich vor Schmerzen, während die Pistole meinen tauben Fingern entglitt. Lange lag ich so da, schluchzend und nach Luft ringend. Ich versuchte, mich aufzurichten. Es war Agonie. Ich versuchte, zu gehen. Meine Glieder versagten ihren Dienst. Es dauerte über eine Stunde, bis ich wieder die Kontrolle über meinen Körper zurückerlangte. Und selbst dann war es nur eine teilweise Kontrolle – physische Kontrolle. Meine Gedanken waren ein Problem für sich.

Sieben Stunden des Nachdenkens. Sieben Stunden des Richtig oder Falsch? Sieben Stunden lang das Mögliche und Unmögliche akzeptiert und wieder verworfen.

Es war schon nach acht Uhr, als ich wieder auf meinen Beinen stand, und selbst dann wußte ich noch nicht, was ich tun sollte.

Die Polizei anrufen? Ja – aber was konnte ich ihr sagen? Ich mußte sicher sein, mußte es wissen.

Und was wußte ich? Er war draußen in der Bucht und wollte um neun Uhr zurückreisen. Es gab irgendein Instrument, mit dem er sich über die Stratosphäre erheben würde ...

Ich stieg in mein Auto und fuhr los. Der Hafen war verlassen. Ich fuhr weiter auf der Straße hinüber zum Point,

von wo aus man eine gute Übersicht hat. Mein Fernglas hatte ich mitgenommen. Die Sterne glitzerten schon am Himmel, aber der Mond war noch nicht aufgegangen. Trotzdem konnte ich ziemlich deutlich sehen.

Eine kleine Jacht bewegte sich auf dem Wasser, aber auf ihr schien kein Licht. Konnte es das sein?

Ich durfte nichts riskieren. Ich erinnerte mich an eine Radiomeidung über die Patrouillen der Küstenwache.

Ich fuhr zurück zur Stadt, hielt vor einem Drugstore und telefonierte. Ich meldete nur das Vorhandensein der unbeleuchteten Jacht. Vielleicht würden sie nachsehen. Ja, ich würde dableiben und auf sie warten, falls sie es wünschten.

Ich blieb natürlich nicht. Ich fuhr zurück zum Point. Wieder richtete ich mein Fernglas auf die Jacht. Es war beinahe neun Uhr, als ich das Schnellboot erblickte, das sich der Jacht mit tödlicher Geschwindigkeit näherte.

Es war genau neun Uhr, als sie ihre Scheinwerfer einschalteten und für einen unglaublichen Augenblick damit die schimmernd reflektierende, silberne Kugel erfassen, die sich aus dem Wasser erhob und zum Himmel aufstieg.

Dann kam die Explosion, und ich sah den Einschlag, noch ehe mich der Knall erreichte. Sie hatten tragbare Luftabwehrgeschütze oder etwas Ähnliches. Es war wirkungsvoll.

Einen Augenblick erhob sich die Kugel röhrend in die Höhe, dann war nichts mehr. Sie hatten sie in Stücke zerfetzt. Und sie sprengten auch mich damit in Stücke. Denn wenn es diese Kugel wirklich gegeben hatte, dann war er wahrscheinlich darin gewesen. Mit all den Meisterwerken, bereit, sie in eine andere Zeit hinüberzuretten. Die Geschichte war also wahr gewesen, und wenn sie wahr war, dann ...

Ich glaube, ich wurde ohnmächtig. Meine Uhr zeigte zehn Uhr dreißig, als ich zu mir kam und mich erhob. Es war elf Uhr, als ich die Station der Küstenwache erreichte und die ganze Geschichte erzählte.

Natürlich glaubte mir niemand. Selbst D. Halvorsen von der Rettung – er behauptete, er tue es, aber er bestand dennoch auf der Injektion und ließ mich ins Krankenhaus schaffen.

Es wäre ohnedies zu spät gewesen. Diese Kugel löste es aus. Sie scheinen unverzüglich Washington davon informiert zu haben, daß unmittelbar vor der Küste eine neue sowjetische Geheimwaffe zerstört worden sei. Nach dem Aufbringen jener mit Atombomben beladenen Schiffe gab das den letzten Ausschlag. Irgend jemand gab den Befehl, und unsere Flugzeuge machten sich auf den Weg.

Ich habe die ganze Nacht geschrieben. Draußen auf dem Gang empfangen sie die neuesten Nachrichten. Wir haben unsere Bomben abgeworfen. Und es ist bereits Alarm gegeben worden, der vor möglichen Vergeltungsschlägen der Gegenseite warnt.

Vielleicht glauben Sie mir jetzt. Aber es ändert sowieso nichts mehr. Es wird alles so kommen, wie er es vorausgesagt hat.

Ich denke immer noch über das Paradoxon der Zeitreise nach. Diese Bemerkung über Gegenstände, die man aus der Vergangenheit in die Zukunft transportieren kann – und jene andere Bemerkung über die Veränderung der Vergangenheit. Ich möchte zu gern eine Theorie ausarbeiten, aber das ist nicht nötig.

Die alten Meister werden nicht in der Zukunft ankommen. Genausowenig wie er, der in unsere Gegenwart zurückgereist war, den Krieg hatte aufhalten können.

Was hatte er gesagt? »Es ist mir nicht einmal gelungen, genau festzustellen, wie der Krieg begann – oder vielmehr beginnen wird. Irgendein trivialer Zwischenfall unbekannter Natur.«

Nun, das war dieser Zwischenfall gewesen. Sein Besuch. Wenn ich nicht angerufen hätte, wenn die Kugel sich nicht erhoben hätte – aber ich ertrage es nicht mehr, darüber

nachzudenken. Mein Kopf schmerzt davon. Immer dieses brummende, dröhnende Geräusch ...

Eben habe ich eine wichtige Entdeckung gemacht. Das Brummen und Dröhnen kommt gar nicht aus meinem Kopf. Ich kann auch die Sirenen hören. Wenn ich noch die leisesten Zweifel an seinen Erzählungen gehabt hatte, jetzt sind sie weg.

Ich wünschte, ich hätte ihm geglaubt. Ich wünschte, die anderen würden mir jetzt glauben. Aber es bleibt einfach keine Zeit mehr ...

DIE GANZ OBEN

Terror over Hollywood

Das erstmal sah ich Kay Kennedy vor einigen Jahren bei Chasens.

Damals hieß sie nicht Kay Kennedy. Ich kann mich tatsächlich nicht mehr daran erinnern, welchen Namen sie zu jener Zeit trug – Tallulah Schultz oder so ähnlich. Und sie war natürlich nicht brünett, sondern blond. MM war gerade das große Idol geworden, und wie Marnie van Doren und Sheree North und Fünftausend andere hatte auch dieses Mädchen platinblondes Haar und eine Büstenhaltergröße, die weit hinten im Alphabet rangierte.

Ich stieß ganz zufällig auf sie, denn sie saß mit Mike Charles an der Bar, als er mir zuwinkte.

»Hallo, Liebling! Komm 'rüber – ich möchte ein bißchen süßen Unsinn in deine Muschelröhrchen murmeln!« Als ich näherkam, erhob er sich unsicher, nahm mich beim Arm und schlug mich auf den Rücken.

Ich lebe schon seit vielen Jahren in Hollywood, aber ich mag es immer noch nicht, wenn andere Männer mich »Liebling« nennen, genausowenig wie ich Spaß daran habe, wenn man mir auf den Rücken patscht.

Nichtsdestoweniger grinste ich und sagte: »Hallo, Süßer!«

Ich versetzte ihm einen Stoß in die Rippen. Wie ich schon sagte, ich lebe seit vielen Jahren in Hollywood.

»Was trinkst du?« fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf. ,

»Ach, richtig, du trinkst ja nicht, stimmt's?« Er wandte sich an seine platinblonde Begleiterin. »Zu komisch, dieser Knabe trinkt einfach nichts. Ißt auch nie. Was machst du eigentlich, mein Junge – lebst du von Luft?«

Ich seufzte. »Magengeschwüre. Strenge Diät.«

Er lachte. »So ist's richtig. Du bist Produzent. Strenge Diät für dich. Ich bin Regisseur. Für mich blonde Leibspeisen.« Dann wandte er sich an das Mädchen, murmelte ihren Namen, so daß ich ihn nicht verstand und sagte: »Liebling, ich möchte dir Eddie Stern vorstellen – den süßesten Burschen in der ganzen Filmindustrie.«

Ich lächelte sie an, und sie lächelte zurück, und das Ganze hatte überhaupt nichts zu bedeuten. Das heißt, zumindest mir war es gleichgültig, und ich war ziemlich sicher, daß es auch ihr nichts bedeutete. Im allgemeinen kennt kaum jemand die Namen der unabhängigen Produzenten. Ein paar von uns, wie Selznick, Kramer und Houston werden durch Publicity bekannt, aber die meisten bleiben doch anonym.

Diese kleine Blondine klimperte also mit ihren Wimpern und atmete aus, und ich war schon dabei, sie zu vergessen. Aber plötzlich öffnete sie den Mund und sagte: »Edward Stern. Natürlich. Ich habe Ihre Filme gesehen, schon von klein auf. Moon Over Morocco, Lonely City und ...«

Sie rasselte die Namen von acht Filmen herunter, ohne auch nur ein einziges Mal die Stirn zu runzeln.

Ich muß zugeben, daß ich meine runzelte. »Was sind Sie?« fragte ich. »Ein Wunderkind?«

»Zufällig mag ich den Film gern«, bedeutete sie mir. »Ich studiere ihn sozusagen. Nicht wahr, Mike?«

Der Regisseur zwickte sie in den Arm. »Tut sie«, versicherte er, »tut sie.« Er grinste sie an. »Was hältst du davon, Baby, meine Starstudentin zu werden? Ich garantiere dir, daß du einen erfahrenen Lehrer haben wirst.«

»Eines Tages werde ich ein Star sein.«

»Sicher«, sagte Mike. »Das hab ich dir doch versprochen, nicht wahr?«

»Mir ist es völlig ernst damit«, antwortete sie. Und das war es auch. Sie sah mich an. »Deshalb interessiert mich auch jede

einzelne Phase der Produktion. Und ich habe Ihre Arbeit schon immer bewundert, Mr. Stern. Ich stelle Sie auf eine Stufe mit Hal Wallis.«

Ich nickte. »Sie kennen also auch seinen Namen, wie? Offen gestanden, das überrascht mich.«

»Wahrscheinlich kennt sie sogar den Namen seiner Frau«, sagte Mike etwas verächtlich.

»Sicher. Er ist mit Louise Fazenda verheiratet. Sie hat zusammen mit Joe Cook in *Rain or Shine* gespielt. Und Mr. Chasen, dem dieses Restaurant gehört, war in dem gleichen Film *Joe Cooks Double*.«

Das warf mich fast um. Dieses Mädchen tat nicht nur so, es wußte tatsächlich im Filmgeschäft Bescheid. Ich kenne Hal Wallis noch aus der Zeit vor seiner Ehe mit Louise. Aber wie viele Leute erinnern sich wohl an Louise Fazenda? Sie ist aus dem öffentlichen Bewußtsein verschwunden, wenn auch einige ihrer Zeitgenossen – Crawford, Stanwyck, Taylor – noch da sind.

Ich fand, daß es der Mühe wert sein konnte, sich mit diesem Mädchen ein wenig zu unterhalten. Aber Mike Charles hatte da andere Vorstellungen.

Er stand auf und nahm mich beim Arm. »Komm mal auf eine Minute hier 'rüber, Kumpel«, sagte er. »Kleine Privatunterhaltung, ja?« Während er mich beiseite zog, rief er über seine Schulter zurück. »Es macht dir doch nichts aus, Schatz, oder? Bestell dir noch einen Drink!«

Wir gingen ans Ende der Bar, und ich fragte ihn: »Wo hast du sie aufgegabelt, Mike? Sie interessiert mich.«

»Diese Zicke?« Er lachte. »Vergeude bloß nicht deine Zeit. Das ist bloß ein kinobesessenes Weib. Scheint den Reporter sogar im Bett zu lesen.« Er räusperte sich. »Hör mal, ich muß ernsthaft geschäftlich mit dir reden.«

»Schieß los. Ich höre.«

»Ed, ich brauche einen Job von dir.«

»Regie?«

»Was sonst? Du weißt, daß ich gut bin. Du kennst meinen Ruf.«

»Wie alle hier in der Stadt, Mike«, bedeutete ich ihm. »Warum hast du denn in den letzten sechs Monaten nichts mehr bekommen?« Ich blickte ihm ins Gesicht. »Ist es deine Trinkerei?«

»Nein. Ich habe nie getrunken, da kannst du jeden fragen. Es fing an, nachdem ich Doomed Safari gedreht hatte. Damals kam das Gerücht auf, daß ich es mir mit den Oberen verdorben hätte. Du hast doch sicher auch davon gehört, du brauchst dich nicht zu verstellen.«

»Sicher«, sagte ich. »Ich hab' davon gehört. Aber ich habe nie herausgefunden warum.«

»Der dümmste Grund, den man sich vorstellen kann. Ich habe nur eine unverzeihliche Sünde begangen, das ist alles.

Doomed Safari war eins von diesen Afrikadingsen, weißt du? Und wie üblich gab es da auch die obligate Szene, wo der Held mit der Heldin auf einem dieser Flüsse flieht. Ja, und da habe ich Blödsinn gemacht.«

»Was meinst du mit Blödsinn gemacht?«

»Nun ja, ich wollte künstlerisch sein und es anders machen, also drehte ich die ganze Szene ohne eine einzige Aufnahme von Krokodilen, die sich vom Ufer aus ins Wasser gleiten lassen.« Er seufzte. »Und natürlich kann man nicht einen Afrikafilm drehen, in dem diese Szene fehlt. Ob du's glaubst oder nicht, seit jener Zeit bin ich gestorben. Genau wie der Kerl drüben bei MGM, der vor ein paar Jahren den Fehler machte, Lassie einen rüdisen Köter zu nennen.«

Ich wußte nicht, ob er mir etwas vormachte; Mike war schon immer ein großer Märchenerzähler gewesen. Aber mit einem war es ihm wirklich ernst: Er wollte eine Chance bekommen.

»Bitte, Ed«, murmelte er. »Ich muß so schnell wie möglich wieder einen Film drehen. Ich bin seit zwölf Jahren in diesem

Geschäft, und ich kenne es. Zwölf Monate ohne Job, und ich bin für immer erledigt. Hilf mir!«

»Ich habe im Augenblick wirklich nichts auf Lager«, erklärte ich ihm wahrheitsgemäß.

»Aber du weißt doch, daß ich gut bin. Du weißt, daß ich mindestens dreimal für die Akademie ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Mike. Ich kann nichts für dich tun.«

»Ed! Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich um etwas bitte. Ich gehöre zu diesem Geschäft. Ich habe dazugehört, seit ich ein Kind war. Ich habe als Helfer angefangen, war später Cutter und dann noch acht Jahre Assistent, ehe ich meine Chance bekam. Dann zwölf Jahre ganz oben. Und jetzt schlagen sie mir die Tür vor der Nase zu. Das ist nicht fair.«

»Das ist Hollywood«, sagte ich. »Du kennst es doch. Außerdem bin ich bloß ein kleiner, selbständiger Produzent. Meine Stimme hat in dieser Stadt kein Gewicht. Warum wendest du dich ausgerechnet an mich?«

Jetzt war er völlig nüchtern. Er sah mich ruhig an und sagte leise: »Du weißt, warum, Ed. Es handelt sich nicht nur darum, daß ich einen Job von dir möchte. Ich möchte, daß deine Leute sich noch einmal über mich unterhalten.«

»Meine Leute?«

»Stell dich nicht dumm. Ich höre doch so einiges. Ich weiß, was du hast. Und ich möchte hinein. Ich finde, nach all meinen Verdiensten habe ich es verdient. Ich gehöre dazu.«

Ich konnte ihm nicht länger in die Augen sehen. Ich wandte mich ab.

»Na schön, Mike, ich kann es dir ebenso gut sagen. Ich habe mit meinen Leuten, wie du sie nennst, gesprochen, und zwar schon vor einigen Monaten. Wir haben deinen Fall gründlich studiert. Und – sie haben gegen dich gestimmt.«

Er stieß ein kurzes Lachen aus; dann lächelte er. »Wie das Leben eben so spielt. Trotzdem, vielen Dank dafür, daß du's

wenigstens versucht hast. Bis bald mal, mein Lieber.«

Ich ging, weil ich nicht länger mit Mike Charles beisammen sein wollte. Ja, ich wollte mit diesem Mädchen sprechen, aber im Augenblick konnte ich ihn einfach nicht mehr ertragen. Irgendwie kam ich mir vor, als hätte ich eben sein Todesurteil gefällt.

Vielleicht war es dumm von mir, die Dinge so zu sehen, aber als ich einen Monat später von seinem Selbstmord erfuhr, war ich nicht überrascht. Viele von ihnen begehen Selbstmord, nachdem sie bei mir gewesen sind. Besonders, wenn sie die Wahrheit kennen – oder ahnen.

Aber Kay Kennedy beging nicht Selbstmord.

Ich weiß nicht, an wen sie sich gehängt hatte, nachdem Mike Charles mit einer 38er sein Hirn an die Decke gepustet hatte, aber er war der Richtige für sie. Innerhalb eines Jahres war ihr Name Kay Kennedy, und ihr Haar hatte die natürliche, rötlich-braune Farbe. Ich begann sie zu beobachten. Eine der Hauptbeschäftigungen selbständiger Produzenten ist es, die Menschen zu beobachten, die auf der Bildfläche erscheinen. Beobachten und abwarten.

*

Ich beobachtete und wartete noch ein weiteres Jahr ab, ehe ich sie zufällig wieder traf. Es geschah eines Abends bei Romanoff.

Sie hatte schon ihren ersten großen Erfolg zu verzeichnen gehabt, und zwar in Sunshine, und als ich hereinkam, saß sie mit Paul Sanderson an einem der guten Tische.

Paul begrüßte mich quer durch das Lokal. Ich ging zu ihnen, und als er sie mir vorstellte, nuschelte er ihren Namen nicht, und diesmal klimperte sie auch nicht mit falschen Wimpern.

»Ich habe schon lange auf eine Gelegenheit gehofft, Sie wiederzusehen, Mr. Stern«, sagte sie. »Sie erinnern sich

natürlich gewiß nicht mehr an mich.«

»Aber ja doch«, bedeutete ich ihr. »Wußten Sie, daß Joe Cook in Hold Your Horses und in Fine and Dandy zusammen mit Chasen gespielt hat?«

»Sicher«, antwortete sie. »Aber ich glaube, in Arizona Mahoney, das Cook für Paramount gedreht hat, war er nicht dabei. Das war übrigens ein ziemlich mieses Stück.«

»War es«, pflichtete ich ihr bei.

Paul Sanderson starrte uns an, dann erhob er sich. »Ich denke, ich lasse euch zwei Turteltauben einen Augenblick allein. Ich muß mir sowieso mal die Hände waschen.«

Er stakste davon.

»Mein neuer Partner«, sagte Kay. »Er ist natürlich auch kein Neuling mehr, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich schätze, er ist ungefähr schon so lange im Geschäft wie Gilbert Roland. Aber er sieht doch immer noch gut aus, oder?«

»Sehr.« Sie sah mich an. »Wie machen sie das?«

»Wie macht wer was?«

»Sie wissen schon, was ich meine. Wie gelingt es manchen von ihnen, sich ewig jung zu halten? Werden sie denn nie älter?«

»Aber sicher werden sie das. Sehen Sie sich doch bloß die an, die wegsterben ...«

Ihre Augen verengten sich. »Sie wollen, daß ich das tue, wie? Das wollen Sie doch bei allen. Sie erwarten, daß man die ansieht, die wegsterben und das Dutzend, so viele sind es ungefähr, vergißt. Diejenigen, die immer schon da waren und da sind. Die fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Jahre lang Stars bleiben und immer noch Hauptrollen spielen. Auch ein paar Regisseure und Produzenten – De Mille und Leute wie Sie. Wann sind Sie nach Hollywood gekommen, Mr. Stern? Das war 1915, nicht wahr?«

»Sie haben meine Post gelesen«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe mit ein paar Leuten gesprochen.«

»Mit wem?«

»Nun, zum Beispiel mit Mike Charles, Ihrem verflorenen Freund.« Sie hielt inne. »In der Nacht, als ich Sie zum ersten mal traf, nachdem Sie weggegangen waren, hat sich Mike ziemlich betrunken. Und er hat mir ein paar Dinge erzählt. Zum Beispiel, daß es hier draußen eine exklusive Gruppe gäbe, die alles unter Kontrolle hat. Daß diese Leute bestimmen, wer bleibt und wer geht. Und er sagte, daß auch Sie zu dieser Gruppe gehören. Daß Sie ihm an jenem Abend die Nachricht überbracht hätten, daß er abzutreten habe.«

»Er muß in jener Nacht tatsächlich ziemlich betrunken gewesen sein«, murmelte ich.

»In der Nacht, in der er sich umbrachte, war er es aber nicht.«

Ich holte tief Luft. »Manche Menschen haben eben Wahnideen. Das ist oft der erste Schritt zum Selbstmord.«

»Das war keine Wahnidee.« Kay Kennedy beobachtete mich ruhig. »Ich möchte die Wahrheit wissen.«

Ich spielte mit einer Serviette. »Angenommen, es wäre etwas dran an der Geschichte?« fragte ich. »Oh, nichts Unsinniges, wie das Märchen von dem exklusiven Zirkel weniger Leute, der das ganze, große Geschäft und alle Stars in Hollywood unter Kontrolle hat. Sie müssen einsehen, daß das ganz offensichtlich lächerlich ist. Kein Regisseur oder Produzent oder Star kann sich darauf verlassen, daß sein Kontrakt oder seine Publicity ewig andauern. Die letzte Entscheidung trifft immer das Publikum. Aber nehmen wir einmal an, es gibt ein paar Auserwählte, die das Publikum verehrt, und daß es Mittel und Wege gibt, in dieser Gruppe zu bleiben. Gehen wir sogar so weit, anzunehmen, ich könnte etwas über die Methode wissen.« Ich starrte sie an. »Wenn dem so wäre, warum sollte ich es Ihnen sagen?«

»Weil ich in diese Gruppe gehöre«, flüsterte Kay Kennedy.
»Ich werde ein Star sein. Ein großer Star. Und ich werde immer oben bleiben.«

»Große Worte, kleines Mädchen.«

»Ich habe genau so große Worte gebraucht, als ich noch ein kleines Mädchen war. Nun lachen Sie schon. Meine Eltern haben das auch getan. Aber ich habe es geschafft, daß mein Vater seinen Job aufgab und mich an die Küste brachte. Er arbeitete nachts in der Fabrik, um das Geld für meinen Schauspielunterricht bezahlen zu können, bis er vor sechs Jahren starb. Dann nahm meine Mutter seinen Platz ein, in der gleichen Fabrik, nur damit ich meinen Unterricht hatte. Letztes Jahr ist sie gestorben. An dem gleichen Leiden wie mein Vater. Silikose. Diese Fabrik war nicht gerade ein gesundheitsfördernder Ort.«

Sie zündete sich eine Zigarette an.

»Wollen Sie auch den Rest hören? Müssen Sie den Rest hören? Die Namen der Clowns wie Mike Charles, derer ich mich bediente, damit sie mich nach oben schoben? Die Namen jener Hinterhofagenturen, schmierigen Autoren, Pornoregisseure? Wollen Sie wissen, auf welche Weise ich mir meine erste anständige Wohnung, meine erste, gute Garderobe, meinen ersten Wagen verdient habe? Oder möchten Sie lieber die Geschichte von dem netten Jungen von der Air Force hören, den ich sausen ließ, nur weil er darauf bestand, zu heiraten und eine Familie zu gründen?«

Ich lächelte sie an. »Wozu? Wie Sie schon feststellten, ich bin seit 1915 hier. Diese Geschichte habe ich mindestens schon tausendmal gehört.«

»Ja. Aber das ist nicht die ganze Geschichte, Ed Stern. Es gibt noch einen zweiten Teil, und der ist wichtig. Ich bin Schauspielerin, und zwar eine gute. In einem Jahr, in zwei Jahren werde ich noch besser sein. Glauben Sie vielleicht, die Studios würden es riskieren, mich mit einer Größe wie Paul

Sanderson zusammen spielen zu lassen, wenn sie nicht wüßten, daß ich es schaffe? Ich bin bereit, mich ganz nach oben zu schnellen, weil ich mich darauf vorbereitet habe. Und deshalb möchte ich jetzt noch etwas wissen. Wenn ich es geschafft habe, nach oben zu kommen – wie muß ich es anstellen, um auch oben zu bleiben?«

Ich blickte durch das Restaurant. Paul Sanderson stand da, mit zwei Männern tief in ein Gespräch verwickelt, die ganz offensichtlich niemals an einem von Romanoffs Tischen würden Platz nehmen dürfen. Sie waren klein, bullig und gedrunken und hatten die Hände tief in den Hosentaschen vergraben. Paul lächelte sie an, während er mit ihnen sprach, aber sie lächelten nicht zurück.

Kay Kennedy folgte meinem Blick. Ich grinste sie an.

»Warum fragen Sie nicht Paul, wenn er zurückkommt?« fragte ich. Vielleicht kann er's Ihnen sagen.«

»Sie wollen also nicht.«

»Noch nicht, Kay. Ich glaube nicht, daß Sie schon reif dafür sind. Wenn Sie so eine große Nummer werden, wie Sie es sich vorgenommen haben, dann sehe ich vielleicht eine Chance. Aber bis dahin ...«

Na schön.« Sie erwiderte mein Grinsen. »Aber ich habe herausgefunden, was ich wissen wollte. Mike Charles hat also die Wahrheit gesagt, nicht wahr? Es gibt ein Geständnis.« Sie sah sich im Lokal um. »Und Paul kennt es auch, nicht wahr? Der Grund, warum Sie mir vorgeschlagen haben, ihn zu fragen, war nur, daß Sie genau wußten, daß er nichts sagen würde.«

»Etwas Ähnliches.«

Ihre Aufmerksamkeit konzentrierte sich wieder auf mich. »Etwas ist komisch an diesem Paul Sanderson. Ich hätte schon vermuten müssen, daß er zu Ihren Leuten gehört, wie Mike es ausgedrückt hat. Er ist einer der ersten Stars, an die ich mich erinnern kann, im Kino gesehen zu haben, vor langer Zeit, in den dreißiger Jahren. Und hier bin ich nun, erwachsen, und

spiele zusammen mit ihm, und er sieht kein bißchen verändert aus.«

»Make-up«, sagte ich. »Diese Jungen von Westmore sind großartig.«

»Oh, das ist es nicht. Ich weiß, daß er ein Toupet trägt. Aber er ist so verschieden, wenn er arbeitet oder nicht. Bei der Arbeit wird er einfach nie müde, beschwert sich nie. Ich könnte unter diesen Scheinwerfern manchmal sterben, und er schwitzt nicht einmal.«

»Man lernt, sich zu entspannen«, sagte ich.

»Nicht so sehr.« Sie beugte sich vor. »Wissen Sie, daß er sich mir die ganze Zeit über, die wir zusammen gearbeitet haben, nicht einmal genähert hat?«

»Wie kommt es dann, daß er Sie heute ausgeführt hat?«

»Flacks Idee. Gute Publicity.« Sie unterbrach sich. »Zumindest dachte ich bis heute abend, das sei wirklich alles. Und das meine ich, wenn ich sage, daß an diesem Paul Sanderson etwas eigenartig ist. Er hat mich den ganzen Abend lang bedrängt. Und er hat auch getrunken. Wenn ich nicht mit ihm zusammengearbeitet und ihn kennengelernt hätte, würde ich schwören, es sei nicht der gleiche Mann. Wie erklären Sie sich das?«

»Nicht«, bedeutete ich ihr. »Fragen wir ihn doch.« Ich wandte mich um und spähte durch das Lokal. Paul Sanderson war verschwunden. Und mit ihm die beiden Männer.

Ich erhob mich hastig. »Entschuldigen Sie mich«, sagte ich. »Ich bin gleich zurück.«

Aber das nahm sie mir nicht ab. »Sie haben sie auch gesehen?« murmelte sie. »Die Männer, die bei ihm waren? Ich glaube, da stimmt etwas nicht...«

Ich gab keine Antwort. Zusammen mit ihr ging ich durch das Lokal. Ich kümmerte mich nicht um die Garderobe, sondern ging hinaus und schnappte mir den ersten Bedienten, den ich sah.

»Mr. Sanderson«, sagte ich. »Ist er eben hier vorbeigekommen?«

»Fährt gerade ab.« Er deutete auf eine schwarze Limousine, die eben auf der Zufahrt davonrollte.

»Das ist nicht sein Wagen.«

»Es waren ein paar Männer bei ihm.«

Ich versetzte ihm einen Stoß in die Rippen. »Meinen Wagen, schnell!«

Kay Kennedy grub ihre Finger in meinen linken Arm. »Was ist passiert?«

»Das möchte ich gerade herausfinden. Sie gehen wieder hinein und warten. Ich komme zurück – ich verspreche es.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich komme mit.«

Der Wagen rollte heran. Es war keine Zeit zum Streiten, wenn ich die Limousine nicht aus den Augen verlieren wollte.

»Na schön, steigen Sie ein.«

Wir passierten die Ausfahrt. Die Limousine hatte sich nach rechts gewandt und beschleunigte rasch. Ich folgte ihr. Der Wagen bog nach links ab und wurde noch schneller.

»Das ist aufregend«, sagte Kay.

Das fand ich nicht. Ich brauchte meine ganze Konzentration, um an dem Wagen vor uns zu bleiben – und mußte die zulässige Geschwindigkeit erheblich überschreiten. Ein unfreiwilliger Aufenthalt oder ein Strafmandat konnten jetzt fatal werden. Immer eine Kreuzung weit zurück folgte ich dem Wagen, der immer schneller wurde, Haken schlug, wieder schneller wurde und von neuem Haken schlug, bis er schließlich die Straße durch die Schlucht weit im Norden erreicht hatte. Dann ging es erst richtig los.

»Wohin bringen sie ihn?« keuchte Kay. »Was haben sie mit ihm vor?«

Ich gab keine Antwort. Mein rechter Fuß stand auf dem Boden und das Steuerrad hatte ich fest in beiden Händen; mein Blick war auf die Haarnadelkurven gerichtet, und meine

Gedanken überschlugen sich. Der verdammte Narr. Ich wußte doch, daß ich ihm nicht trauen konnte. Ich hätte ihn nie als Ersten auswählen dürfen.

Aber für diese Selbstvorwürfe war es jetzt zu spät. Zu spät für alles überhaupt, wenn es mir nicht gelang, diesen Wagen zu überholen. Inzwischen mußten sie gemerkt haben, daß ich ihnen folgte, und das gab wahrscheinlich den Ausschlag für ihre Entscheidung. Sie hatten den Gipfel der Paßstraße erreicht, als es geschah.

Ich konnte überhaupt nichts sehen, weil mein Wagen gute dreißig Meter hinter ihnen war, als sie die letzte Kurve durchfuhren. Aber ich hörte es. Ein dumpfer Laut. Dreimal.

Dann kamen wir um die Kurve, und ich konnte die Limousine sehen, wie sie geradewegs auf die andere Seite des Canyons zustrebte. Die Rücklichter waren wie zwei kleine, rote Augen, die uns Lebewohl zublinzelten.

Ich versuchte nicht, sie noch weiter zu verfolgen. Statt dessen fuhr ich an die rechte Straßenseite, neben die dort liegende, dunkle, verkrümmte Gestalt, die wie eine alte Puppe aus dem rasenden Wagen geworfen worden war.

Diese Puppe hatte ein Loch in der Stirn, ein weiteres in der Brust und ein drittes im Bauch. Sie war schlaff und irgendwie formlos, und ihre Glieder lagen seltsam verrenkt unter dem Körper. Kay fing an zu schreien, und ich schlug sie ins Gesicht. Dann stieg ich aus dem Wagen und hob die Puppe auf. Ich öffnete die Wagentür und ließ sie auf den Rücksitz fallen.

Kay warf keinen einzigen Blick auf die Gestalt, und sie sah auch mich nicht an, als ich wieder vorn einstieg. Sie schluchzte nur immer und immer wieder: »Er ist tot – sie haben ihn getötet – er ist tot.«

Ich schlug sie wieder.

Das brachte sie zu Besinnung. Sie legte ihre Finger an ihre Wange und sagte: »Sie haben kalte Hände.«

Ich nickte. »Ich freue mich, daß Sie langsam Ihre nüchterne

Beobachtungsgabe zurückgewinnen«, sagte ich zu ihr. »Offensichtlich hatten Sie sie nämlich für eine Weile verloren. Sonst hätten Sie bemerkt, daß Paul nicht tot ist.«

»Aber ich habe ihn doch gesehen – das Loch in seiner Stirn – und wie er dalag – nachdem sie ihn aus dem Wagen geworfen hatten.«

Sie wollte einen Blick auf den Rücksitz werfen, aber ich packte sie bei der Schulter.

»Lassen Sie's gut sein«, murmelte ich. »Glauben Sie mir nur, er atmet immer noch. Nicht mehr lange allerdings, wenn es uns nicht bald gelingt, ihn zu einem Arzt zu schaffen.«

»Wer waren sie?« murmelte Kay. »Warum haben sie das getan?«

»Das ist eine Frage, die die Polizei beantworten muß«, antwortete ich. Dann startete ich den Wagen.

»Polizei.« Sie flüsterte das Wort, aber sie hätte es ebenso gut schreien können. Ich wußte, was sie in diesem Augenblick dachte: Polizei, Publicity, Skandal, Parsons, Graham, Skolsky, Fidler.

»Müssen – müssen wir wirklich zur Polizei?« wisperte sie.

Ich zuckte die Schultern. »Nein, das müssen wir nicht. Aber der Arzt wird es müssen. Schußverletzungen müssen gemeldet werden.«

»Gibt es nicht irgendeinen Arzt, der den Mund halten wird? Ich meine ...«

»Ich weiß, was Sie meinen.« Ich fuhr verbissen, wendete den Wagen und jagte durch Bel Air. »Und ich kenne einen solchen Arzt.«

»Werden Sie ihn dort hinbringen?«

»Vielleicht.« Ich zögerte. »Unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

Ich sah sie an. »Ganz gleich, was auch geschieht, Sie werden alles vergessen, was heute abend geschehen ist und wird. Und Sie werden auch niemals Fragen stellen, ganz gleich was

geschieht.«

»Auch wenn – er stirbt?«

»Er wird nicht sterben. Das verspreche ich Ihnen.« Ich sah sie wieder an. »Also – versprechen Sie es?«

»Ja.«

»Gut«, sagte ich. »Und jetzt werde ich Sie zu Hause absetzen.«

»Aber sollten Sie nicht zuerst zum Arzt fahren? Er hat so viel Blut verloren ...«

»Keine Fragen«, erinnerte ich sie. »Und jetzt nach Hause.«

Ich setzte sie also ab. Als sie aus dem Wagen stieg, war sie peinlich bemüht, nicht auf den Rücksitz zu sehen. »Werden Sie mich anrufen?« murmelte sie. »Werde ich von Ihnen hören, wie es ausgeht?«

»Ich gebe Ihnen Bescheid«, versicherte ich ihr.

Sie nickte zerstreut, und ich fuhr weg. Ich fuhr direkt zu Dr. Loxheim und erzählte ihm die ganze Geschichte.

Dr. Loxheim war verständnisvoll, wie ich es erwartet hatte.

»Zweifellos Spielschulden«, meinte er. »Der verdammte, junge Narr. Aber es ist schwierig, jemanden zu finden, der völlig vertrauenswürdig ist. Und jetzt müssen Sie wieder einen suchen. Es wird lange dauern, und bis dahin müssen wir sehr vorsichtig sein. Wir alle. Haben Sie es Paul schon gesagt?«

»Noch nicht«, sagte ich. »Ich hielt es für besser, wenn wir uns erst einmal der Leiche entledigten.«

»Überlassen Sie das mir«, bedeutete mir Dr. Loxheim. »Das macht keine Schwierigkeiten. Ich bin sicher, daß diejenigen, die ihn umgebracht haben, nicht reden werden.« Dann runzelte er die Stirn. »Aber was ist mit dem Mädchen, dieser Kay Kennedy?«

»Auch sie wird schweigen. Ich habe ihr Wort. Außerdem hat sie Angst vor schlechter Publicity.«

Dr. Loxheim paffte an seiner Zigarre. »Weiß sie, daß er tot ist?«

»Nein. Ich habe ihr gesagt, er sei lediglich verwundet.«

Er blies heftig den Rauch aus. »Trotzdem – sie weiß, daß er aus einem fahrenden Wagen geworfen wurde. Sie hat die Schüsse gehört. Sie hat zumindest seine Stirn, wenn nicht gar auch die anderen Wunden gesehen. Und wir haben jetzt Freitagabend. Glauben Sie wirklich, daß sie ruhig bleiben wird, wenn sie am Montagmorgen Paul Sanderson durchs Studio laufen sieht?«

Ich hob die Hände. »Was konnte ich denn unter den gegebenen Umständen anderes tun?« fragte ich. »Aber Sie haben recht. Wenn sie ihn am Montag sieht, wird das ein Schock für sie sein.«

»Ein großer Schock«, bekräftigte Dr. Loxheim.

»Sie meinen also, es wäre besser, wenn ich mich in der Nähe aufhielte?«

»Ganz gewiß. Sie sollten sie von jetzt an genau beobachten.«

»Wie Sie meinen.«

»Gut. Und jetzt gehen Sie, bitte. Ich habe noch viel zu tun.«

»Soll ich Ihnen nicht helfen, die Leiche zu tragen?«

Dr. Loxheim lächelte. »Das wird nicht nötig sein. Ich habe das schon immer allein gemacht.«

Der Montagmorgen muß für Kay Kennedy wirklich die Hölle gewesen sein. Ich war im Studio bei Craig, der freiberuflich arbeitete und die Kameras unter sich hatte. Ich beobachtete Kay, als sie hereinkam, und sie schien völlig in Ordnung.«

Ich beobachtete sie, als Paul Sanderson erschien, aber sie bewahrte ihre Haltung. Vielleicht, weil sie bemerkt hatte, daß ich auch da war. Jedenfalls, irgendwie gelang es ihr, den Morgen durchzustehen. Mittags schleppte ich sie zum Essen.

Wir aßen nicht in der Kantine, sondern ich brachte sie in meinem Wagen hinüber zu Olivetti. Es hätte jetzt keinen Sinn, sich in der Schilderung von Einzelheiten zu verlieren. Wichtig ist allein unsere Unterhaltung.

»Ich glaube, ich habe es herausgefunden«, sagte sie zu mir. »Seit Samstag, als ich feststellte, daß nichts in den Zeitungen stand, habe ich nachgedacht.«

»Es sollte nichts in den Zeitungen stehen«, erinnerte ich sie. »Wer hätte es Ihnen denn sagen sollen?«

»Oh, irgend jemand«, sagte Kay Kennedy. »Wenn Paul Sanderson für ein oder zwei Monate die Dreharbeiten hätte unterbrechen müssen, hätte man für die Presse unbedingt eine Story zusammenbrauen müssen. Aber kein einziges Wort wurde laut. Also erriet ich die Wahrheit.«

»Und die wäre?«

»Und die wäre, daß der Mann, mit dem ich an jenem Abend aus war, jener Mann, der erschossen wurde, nicht Paul Sanderson war. Erinnern Sie sich daran, wie ich Ihnen sagte, daß er so anders gewesen sei, so daß ich manchmal den Eindruck hatte, er sei ein völlig anderer Mensch? Genau so war es natürlich. Es war ein anderer. Paul Sandersons Double. Das stimmt doch, oder?«

Ich wich ihrem Blick aus. »Erinnern Sie sich nicht mehr daran, daß Sie mir versprochen haben, keine Fragen zu stellen?«

»Sicher erinnere ich mich daran. Und ich stelle ja auch keine Fragen über jene Nacht. Ich frage Sie auch nicht, ob sein Double noch lebt, oder ob er schon tot war, als Sie mit mir über ihn sprachen. Ich frage auch nicht danach, auf welche Weise Sie sich der Leiche entledigt haben. Ich stelle nur Fragen über Paul Sanderson, der mit der ganzen Angelegenheit überhaupt nichts zu tun hatte. Oder?«

Sie drückte bereits ihre dritte Zigarette im Aschenbecher aus.

»Sie rauchen zuviel«, sagte ich.

»Und Sie rauchen überhaupt nicht«, bedeutete sie mir. »Und Sie trinken nicht, und Ihr Sandwich haben Sie auch noch nicht angerührt. Nun versuchen Sie mal, mir vorzumachen, daß Ihnen das alles überhaupt nichts ausmacht.«

»Na schön«, sagte ich. »Es macht mir eine Menge aus. Mehr, als Sie sich jetzt wahrscheinlich vorstellen können. Ich beugte mich vor. »Sind Sie ganz sicher, daß Sie von mir eine Antwort auf Ihre Fragen wünschen?«

»Ganz sicher.«

»Nun gut. Der Mann war Paul Sandersons Double. Er war es schon einige Jahre. Wie Sie wohl selbst schon beobachtet haben, hat Paul viel zu tun. Er muß sich für seine Arbeit schonen. Wenn es um das nötige Auftreten in der Öffentlichkeit, Parties und dergleichen handelte, dann übernahm das Double seine Rolle. Der Mann wurde gut bezahlt. Wahrscheinlich zu gut. Offenbar hat er oft gespielt und dabei eine Menge verloren – zumindest einmal zuviel. Erklärt das alles?«

»Einiges. Zum Beispiel, warum seine Stimme ein wenig anders klang. Obgleich er eine frappierende Ähnlichkeit mit Paul Sanderson hatte.«

»Er ist sehr sorgfältig ausgesucht worden«, erklärte ich. »Und dann wurden natürlich noch ein paar plastische Operationen vorgenommen. Ein außerordentlich fähiger Arzt...«

»Der gleiche Arzt, zu dem Sie ihn letzte Nacht brachten?« fragte sie.

Mir wurde bewußt, daß ich zuviel gesagt hatte, aber nun war es schon zu spät.

»Ja.«

»Heißt dieser Arzt vielleicht zufällig Loxheim?«

Mein Mund stand offen. »Wer hat Ihnen das gesagt?«

Sie lächelte mich an. »Ich hab's gelesen. Erinnern Sie sich daran, daß ich Ihnen gesagt habe, daß ich seit Samstag eine Menge nachgedacht habe? Nun, ich habe natürlich auch ein wenig nachgeblättert. Über Sanderson. Und über Sie. Am Samstagnachmittag habe ich mir im Studio Ihr Pressebuch besorgt. Da steht schwarz auf weiß – oder vielmehr schwarz auf gelb – alles drin. Einige Ihrer Ausschnitte sind schon

ziemlich alt, mein Lieber. Wie zum Beispiel der eine aus dem Jahre 1936, als Sie diesen Unfall beim Polospielen hatten. Zuerst nahm man an, Sie würden sterben, aber ein paar Tage später erschien diese Notiz über Ihre Überführung in die Cedars of Lebanon, also die Privatklinik von Dr. Conrad Loxheim.«

»Er ist ein wunderbarer Mann«, sagte ich. »Er hat mich gerettet.«

»1936«, sagte Kay Kennedy. »Das ist schon sehr lange her.

Damals waren Sie unabhängiger Produzent, und heute sind Sie's immer noch. Zumindest behaupten das alle Leute. Wie kommt es eigentlich, daß Sie seit jener Zeit keinen einzigen eigenen Film mehr produziert haben?«

»Aber ich habe doch Dutzende ...«

»Ihr Name ist überall als Koproduzent aufgeführt«, berichtigte sie mich. »Genau genommen haben Sie überhaupt nichts mehr finanziert. Ich habe alles nachgeprüft.«

»Also mache ich's eben nur noch ein bißchen nebenbei«, gab ich zu.

»Und doch sind Sie immer noch ein mächtiger Mann in Hollywood. Jedermann kennt Sie, und Sie haben hinter den Kulissen noch eine Menge Fäden in der Hand – in dieser Stadt, in der niemand oben bleiben kann, wenn er nicht aktiv ist.«

»Ich habe meine Beziehungen.«

»Wie zum Beispiel Dr. Loxheim.«

Ich bemühte mich, leise zu sprechen. »Hören Sie, Kay, ich habe Ihr Wort. Wir haben abgemacht, daß Sie keine Fragen stellen. Überhaupt – warum wollen Sie eigentlich alles wissen?«

Sie schüttelte eigensinnig den Kopf. »Warum, das habe ich Ihnen an jenem Abend gesagt. Sie haben ein Geheimnis, das ich unbedingt erfahren möchte. Und ich werde nicht locker lassen, ehe ich dahintergekommen bin.«

Plötzlich legte sie ihren Kopf auf den Tisch und begann zu

weinen.

Leise und erstickt drang ihre Stimme zu mir: »Du haßt mich, nicht wahr, Ed?«

»Nein. Ich hasse dich nicht. Ich bewundere dich. Du hast Mut. Das hast du heute morgen bewiesen, als Sanderson hereinkam. Du hast es an jenem Abend bewiesen, als du den ersten Schock hinter dir hattest. Und du hast es all die Jahre auf deinem Weg nach oben gezeigt.«

»Ja.« Ihre Stimme war nun die eines kleinen Mädchens. »Du verstehst mich, nicht wahr, Ed? Ich meine, das, was ich dir über meine Eltern erzählt habe? Ich war wirklich nicht hartgesotten. Ich wollte nicht, daß sie sterben. Es – es hat mich innerlich zerrissen. Nur – da ist ein Teil von mir, den kann man einfach nicht verletzen. Und dieser Teil zwingt mich weiter und immer weiter und zwingt mich, nach ganz oben zu greifen. Ganz gleich, was ich tun muß, um dorthin zu gelangen. O Ed, hilf mir!«

Sie sah mich an. »Ich werde alles tun, was du verlangst, ich verspreche es. Du kannst mich managen. Ich werde meiner Agentur kündigen und dich beteiligen. Fifty-fifty sogar, wenn du willst.«

»Ich brauche kein Geld.«

»Ich werde dich heiraten, wenn du willst, ich werde dich ...«

»Ich bin ein alter Mann.«

»Ed, gibt es denn überhaupt nichts, das ich tun kann, womit ich mich als würdig erweisen könnte? Ed – was ist das für ein Geheimnis?«

»Glaub mir, die Zeit ist noch nicht gekommen. Wir werden sehen. Vielleicht in zehn Jahren, wenn du dich etabliert hast. Jetzt bist du jung und hübsch, und alles ist erst im Anfangsstadium. Du kannst glücklich sein. Ich möchte, daß du glücklich bist, Kay – ehrlich, das möchte ich. Und das ist auch der Grund, warum ich es dir nicht sagen werde. Aber so viel verspreche ich dir: Mach weiter. Geh deinen Weg so gut, wie

du es vor hast. Und in zehn Jahren kommst du wieder zu mir.«

»Zehn Jahre?« Ihre Augen waren jetzt wieder trocken, und ihre Stimme war rauh. »Glaubst du wirklich, du könntest mich einfach so für zehn Jahre abschieben? Wie ich die Dinge sehe, wirst du bis dahin tot sein.«

»Ich werde noch da sein«, versprach ich ihr. »Ich bin zäh.«

»Nicht zäh genug«, fuhr sie auf. »Ich werde dich fertig-machen.«

Ich nickte. Sie hatte natürlich recht. Das sah ich deutlich. Man konnte sie nicht aufhalten.

»Und wenn ich von dir die Wahrheit nicht erfahre«, fuhr sie fort, »dann gehe ich eben selbst zu Dr. Loxheim. Irgend etwas sagt mir, daß er der Mann ist, mit dem ich sprechen sollte.«

Ich nickte wieder. »Vielleicht hast du recht«, sagte ich langsam. »Vielleicht solltest du doch bald mit ihm zusammen-treffen.«

Es war wirklich nicht leicht für mich, Dr. Loxheim die Idee zu verkaufen. Trotzdem mußte er schließlich zustimmen, nachdem ich ihm alle Einzelheiten berichtet hatte.

»Es steht zu viel auf dem Spiel für uns, als daß wir irgendein Risiko eingehen dürften«, sagte ich. »Das wissen Sie.«

»Und was ist mit den anderen?« erinnerte er mich. »Sie haben da schließlich auch mitzureden.«

»Sie sollen natürlich abstimmen. Aber es ist die einzige Lösung.«

»Sie glauben also, daß es dieses Mädchen wert ist?«

»Natürlich tue ich das. Normalerweise hätten wir sie in acht bis zehn Jahren sowieso aufgenommen. Sie befindet sich auf dem Weg nach oben, das werden Sie schon sehen. Nur – und das habe ich Ihnen ja schon erklärt – sie will nicht warten. Also nehmen wir sie eben schon jetzt.«

»Wenn die anderen mitmachen.«

»Wenn die anderen mitmachen. Und sie werden

zustimmen.«

Sie gaben ihre Zustimmung. Am gleichen Abend noch hielten wir bei Dr. Loxheim eine Versammlung ab, und sie kamen alle. Ich erzählte die ganze Geschichte, und Paul unterstützte mich. Das genügte.

»Wann wird es sein?« fragte Dr. Loxheim.

»Je eher, desto besser. Ich werde die nötigen Maßnahmen unverzüglich einleiten. Sie können sie in etwa einer Woche hier erwarten.«

Und es war auch genau eine Woche später, als ich sie hinbrachte. Gleich nachdem ihr Film abgedreht war. Gleich nachdem wir ihr einen vierwöchigen Urlaub zugeteilt hatten. Gleich nachdem ich sie persönlich zu Frankie Blitzer, meinem Agenten, begleitet hatte, wo sie einen langfristigen Vertrag unterzeichnete.

Gleich danach machten wir uns auf den Weg.

»Wohin bringst du mich?« fragte sie.

»Zu Dr. Loxheims Klinik.«

»Bedeutet das, daß ich jetzt endlich das Geheimnis erfahren darf?«

»Genau.«

»Und was hat deine Meinung so rasch geändert?«

»Du.«

»Du magst mich ein wenig, nicht wahr?«

»Das habe ich doch schon gesagt, nicht wahr? Und wenn ich dich nicht gern hätte, dann wärest du nie hinter das Geheimnis gekommen. Eher hätte ich dich ermordet.«

Sie lachte, aber ich konnte nicht mitlachen, denn ich hatte ihr die Wahrheit gesagt.

Dr. Loxheim wartete oben in seinem Büro auf uns und war sehr herzlich. Ich nahm Kay das Versprechen ab, keinerlei Fragen zu stellen, bis er seine Untersuchungen abgeschlossen habe, und sie arbeitete großartig mit. Er machte einen Bluttest und nahm eine Hautprobe. Er nahm ihre Stimme auf Tonband

auf und schnitt ihr sogar eine Locke ab.

Dann begann eine über eine Stunde dauernde Befragung für das Krankenblatt. Er war natürlich sehr gründlich: Nicht nur, daß er ihren kompletten Lebenslauf notierte, einschließlich der Namen all ihrer Bekannten, er machte auch sozusagen eine Bestandsaufnahme ihres persönlichen Geschmacks – einschließlich einiger Lieblingsfarben, der Marken ihrer Kosmetika und ihres Lieblingsparfüms.

All das war natürlich unnötig, aber er war nun mal ein sehr gründlicher, methodisch arbeitender Typ und wollte für alle Fälle vorbereitet sein. Das sah ich ein; denn wenn in letzter Minute doch etwas mißlingen sollte und wir rasche Entschlüsse treffen mußten, standen auf diese Weise wenigstens alle wichtigen Daten zur Verfügung.

Aber es war früher schon nichts schiefgegangen, und ich war auch jetzt voller Zuversicht. Übrigens hatte Kay nichts dagegen. Ich glaube, sie hielt das Ganze für eine Art Psychoanalyse.

Schließlich, als alles vorüber war, erhob sie sich.

»Nun habe ich eine Menge Fragen beantwortet«, sagte sie. »Ich finde, jetzt bin ich an der Reihe, selbst ein paar zu stellen. Zunächst einmal – wann wird endlich das große Geheimnis enthüllt?«

Sie sah mich an, aber es war Dr. Loxheim, der ihr antwortete.

»Gerade jetzt, meine Liebe«, sagte er. Er trat hinter sie und stach blitzschnell die Nadel in ihren Hinterkopf.

Ich fing sie auf, als sie fiel, und wir trugen sie zum Operationssaal.

Die ganze Prozedur dauert vier Wochen. Ich fürchte, Dr. Loxheim kam in dieser Zeit nicht oft zur Ruhe.

Was mich anbelangt, so war ich selbst beschäftigt. Ich mußte ihr Studio beruhigen, eine sorgfältig vorbereitete Geschichte über ihren Inkognito-Urlaub in Kanada verbreiten und

zusätzlich noch meine eigenen Nachforschungen anstellen.

Ich mußte viele Aspirantinnen interviewen, bis ich schließlich jemanden fand, der mir zusagte.

Dann brauchte ich nichts mehr zu tun, außer auf den neunundzwanzigsten Tag zu warten, an dem ich sie sehen durfte. Loxheim hatte sie natürlich bis dahin andauernd mit Medikamenten ruhig gehalten, aber er hatte mir versichert, daß sie während der letzten vierundzwanzig Stunden nichts bekommen habe.

»Sie ist ganz normal«, versicherte er mir.

»Normal?«

»Nun« – er lächelte – »ich meine damit, daß ich glaube, daß sie in einer Verfassung ist, in der sie die Wahrheit durchaus vertragen kann.« Er zögerte. »Sind Sie ganz sicher, daß Sie nicht wollen, daß ich es ihr sage?«

Ich schüttelte den Kopf. »Diesmal bin ich verantwortlich.«

»Sie werden doch einen allzu heftigen Schock vermeiden? Sie hat bis jetzt zwar alles wunderbar überstanden, aber man weiß nie ... Erinnern Sie sich noch daran, wie Jimmy es aufgenommen hat, nachdem er es herausgefunden hatte?«

»Ich erinnere mich. Aber er ist jetzt wieder völlig in Ordnung. Wenn sie sich erst einmal der wahren Bedeutung bewußt werden, dann gewöhnen sie sich auch daran.«

»Aber sie ist noch so jung.«

»Ich habe sie gewarnt.« Ich seufzte. »Gott weiß, daß ich alles versucht habe. Und jetzt werde ich es ihr sagen. Auf meine Weise.«

»Viel Glück«, sagte Dr. Loxheim.

Ich verließ sein Büro und ging zu ihrem Schlafzimmer.

Sie lag völlig ruhig da. Ihr Kopf lag auf dem Kissen, aber sie war nicht zugedeckt und trug lediglich ihr langes Nachthemd. Sie hatte die Augen offen, und sie sahen genau so aus wie früher. Alles sah aus wie vorher, und auch ihre Stimme klang unverändert.

»Ed!« sagte sie. »Er hat mir gesagt, daß du kommen würdest, aber ich konnte es nicht glauben.«

»Warum sollte ich nicht kommen?« fragte ich lächelnd. »Du bist wieder völlig in Ordnung. Hat er dir das nicht gesagt?«

»Ja. Aber auch das habe ich ihm nicht geglaubt.«

»Du kannst es aber glauben. Es geht dir gut, Kay. Komm, setz dich. Du kannst aufstehen, wenn du möchtest. Du kannst dich anziehen und nach Hause gehen, wann immer du willst.«

Sie richtete sich langsam auf.

»Das stimmt«, murmelte sie mit kleiner Stimme. »Ich kann mich setzen. Aber, Ed, etwas ist ganz eigenartig. Ich fühle überhaupt nichts. Deshalb war ich nicht sicher, Ed. Ich scheine überhaupt kein Gefühl mehr zu haben. Ich bin einfach – taub.«

»Das geht vorüber«, versicherte ich ihr, »wenn du erst einmal draußen bist, ein paar gymnastische Übungen gemacht und ein wenig frische Luft geschnappt hast.«

Sie stand auf, und ich nahm sie beim Arm. »Langsam«, warnte ich sie. »Du bist lange nicht auf den Beinen gewesen – und wahrscheinlich ein bißchen steif. Das ist, als müßtest du noch einmal das Laufen lernen.«

Ihre Beine bewegten sich ruckartig, aber sie konnte sie doch schon in gewisser Weise koordinieren. Ich half ihr zu einem Stuhl. Sie setzte sich, als habe sie das noch nie in ihrem Leben getan. Ihre Augen verloren für einen Moment den Blick, wurden aber sogleich wieder ruhig.

»So«, sagte ich. »Siehst du?«

»Ja. Ich glaube, es geht mir schon wieder gut. Aber, Ed, ich fühle immer noch nichts. Ich meine, es ist nicht nur, als sei ein Bein eingeschlafen, sondern es ist am ganzen Körper so.«

»Mach dir deshalb keine Sorgen.«

»Und das ist noch nicht alles. Seit ich wach geworden bin, bin ich wach geblieben! Viele Tage schon. Ich habe Dr. Loxheim deswegen gefragt und ihn gebeten, mir ein Schlafmittel zu geben, aber das wollte er nicht. Er behauptete, es sei

gefährlich. Also blieb ich wach. Bei Tag und bei Nacht. Und das Eigenartige dabei ist, ich scheine überhaupt nicht müde zu werden.«

Ich nickte.

»Tatsache ist, daß ich überhaupt nichts zu sein scheine. Kein bißchen hungrig noch durstig. Und ich muß nicht einmal ...«

Sie zögerte, und ich tätschelte ihre Schulter.

»Ich kenne das alles. Es macht wirklich nichts aus.«

»Macht nichts?« Sie runzelte die Stirn. »Ed, was ist mit mir geschehen? Dr. Loxheim wollte mir überhaupt nichts sagen. Ich weiß noch, daß er in seinem Büro etwas mit mir gemacht hat – aber wann war das? Vor sehr langer Zeit? Und ich glaube, ich bin operiert worden. Eine lange, lange Operation oder viele Operationen. Ich kann mich einfach an nichts mehr erinnern.« Und nach einer Weile sagte sie: »Als ich das letztmal aufwachte und nicht mehr einschlief, versuchte ich, mich zu erinnern. Aber ich konnte es einfach nicht.«

»Und das machte dir Kummer?«

»Ja. Und etwas anderes beunruhigte mich noch mehr. Ich wollte weinen und konnte nicht.« Sie sah mit großen Augen zu mir auf. »Ed, sag mir die Wahrheit. Habe ich den Verstand verloren? Bin ich in einer Art Sanatorium?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Aber was ist dann geschehen? Was ist mit mir geschehen?«

Ich lächelte. »Genau das, was du wolltest. Du hast das Geheimnis erfahren.«

»Das Geheimnis?« Sie erinnerte sich. Ich wußte jetzt, daß sie sich an alles erinnerte, was geschehen war, bis zu dem Zeitpunkt des Einstichs der Nadel, und ich brauchte mir keine Sorgen mehr zu machen. Sie hatte es überstanden.

»Ja«, sagte ich. »Loxheims Geheimnis. Unser Geheimnis. Das Geheimnis, hinter das du kommen wolltest, um zu den oberen Zehn zu gehören und oben zu bleiben. Vergiß nicht, Kay, daß du gesagt hast, du würdest alles tun, nur um dieses

Ziel zu erreichen. Nun, du hast es erreicht. Also darfst du auch nicht erschrecken.«

»Was hat Loxheim mit mir gemacht?« fragte sie. Ihre Stimme klang ruhig und beherrscht. »Und überhaupt – wer ist er?«

Ich setzte mich neben sie. »Ich bin etwas überrascht, daß du das nicht weißt«, sagte ich. »Du scheinst doch Expertin auf dem Gebiet des Films zu sein. Nun, ich glaube, die technische Seite hat nie besonders großes Interesse erregt, ganz besonders nicht in der frühen Zeit des Tonfilms.

Das war nämlich die Zeit, als Loxheim herüber kam. Er arbeitete für einige Studios auf dem Gebiet des Trickfilms, etwa zu der Zeit, da Cooper und Schoedsack King Kong herausbrachten. Seine Spezialität waren lebensgroße Gestalten, und er hatte ein paar eigene Entwicklungen, die die Deutschen nicht realisieren konnten, weil sie zu teuer waren. Nun, es stellte sich bald heraus, daß sie selbst für uns zu teuer waren. Es waren wunderbare Figuren. Nicht einfach das übliche Zeug aus Pappmaché und einfachen Maschinen, und auch keine Uhrwerke. Schließlich war er ja Arzt, und zwar ein außergewöhnlich begabter. Chirurgie, Anatomie, Neurologie – einfach alles. Aber im Filmgeschäft war einfach kein Platz für ihn.

Er eröffnete also eine kleine Klinik in Beverly Hills, sobald er seine Lizenz und damit die Erlaubnis zum Praktizieren erhalten hatte und spezialisierte sich auf plastische Chirurgie. Plastische Chirurgie – das war das profitreichste Geschäft, das er beginnen konnte. Er machte ein paar neue Gesichter und erwarb sich damit einen ausgezeichneten Ruf. Er verdiente Geld. Und nebenher betrieb er seine Studien weiter. So vollendete und perfektionierte er nach und nach das Verfahren.«

»Welches Verfahren?«

»Laß es dir von ihm selbst erklären. Ich kann heute noch nicht behaupten, daß ich die ganzen Fachausdrücke verstehe. Aber ich habe begriffen, was dieses Verfahren für mich

bedeutet hat. Und für die anderen bekannten Namen – die Stars, über die du dich gewundert hast, weil sie immer noch ganz oben sind und anscheinend nie abtreten werden. Leute wie Sanderson und ein Dutzend anderer.

Wir haben eine enge Gemeinschaft gebildet, Kay. Nur ein paar von uns – diejenigen, die sich eine solche Operation leisten können, die immerhin rund hunderttausend Dollar kostet. Diejenigen, die einen Vorteil darin sahen, zwanzig oder mehr Jahre ganz oben zu bleiben, jung zu bleiben und frisch, während ihre Doubles ausgeschickt wurden, um die ganze Routine zu erledigen, um keinen Verdacht zu erregen. Du hast es doch früher nie vermutet, nicht wahr, Kay? Selbst nachdem du das mit Sandersons Double herausgefunden hattest, hattest du doch nie Paul im Verdacht, Du hast mir selbst gesagt, daß er nicht trank, unter den Scheinwerfern nicht schwitzte, niemals müde wurde und nie liebte. Und trotzdem ist dir die Wahrheit nicht aufgegangen. Ich kann dir sagen, daß er niemals ißt und auch niemals schläft. Weil er es nicht muß. Nicht mit seinem Gehirn und den anderen lebenswichtigen Organen, die in ein synthetisches Nervensystem und einen synthetischen Körper eingliedert sind.«

Ihre Hand fuhr zum Mund und fiel dann herunter.

»Das ist das Geheimnis, Liebling. Das große Geheimnis der großen Namen. Nur ein paar wenige unter ihnen bleiben, weil nur wenige bereit sind, das Risiko auf sich zu nehmen und den Preis zu bezahlen. Nur die wenigen, die Ruhm und Startum über die hübschen Vergnügen des sogenannten Lebens stellten. Nur diejenigen, die bereit waren, das Essen und Trinken und das Schlafen und das Lieben aufzugeben – weil sie nichts anderes aßen, tranken, liebten als Ruhm.

Du hast gesagt, daß du genau so fühltest, Kay. Du wolltest nicht zehn Jahre lang warten, bis du alt geworden wärst. Du hast darum gebeten, das Geheimnis schon jetzt kennenzulernen. Jetzt kennst du es.«

Kay erhob sich. Sie bewegte sich ruckartig, wie eine Puppe.

»Vorsichtig«, warnte ich sie. »Du mußt erst noch lernen, deinen Körper unter Kontrolle zu bekommen. Nicht, daß etwas zerbrechen könnte – das Gehäuse ist praktisch unzerstörbar. Aber das Gleichgewichtssystem ist anders als im natürlichen Körper, und auch seine Augen funktionieren anders.«

Sie starrte mich fassungslos an. »Ich dachte, ich sei verrückt«, sagte sie. »Aber ich habe mich geirrt, nicht wahr? Du bist der Verrückte, Ed. Gib es zu. Mir zu erklären, ich sei eine Art Automat ...«

»Nimm eine Nadel«, schlug ich vor. »Du wirst feststellen, daß du nicht blutest.«

»Wo ist Dr. Loxheim? Ich möchte sofort Dr. Loxheim sprechen!«

»Beruhige dich«, sagte ich. »Er wird gleich kommen. Du kannst jeden Beweis haben, den du brauchst. Heute abend werden wir eine Versammlung abhalten, an der alle teilnehmen werden, Paul und die anderen. Um uns ein bißchen näher bekannt zu machen. Alle außer Betty. Ich habe vergessen, daß sie diesen Monat ausgeschaltet ist.«

»Ausgeschaltet?«

»Ja. Das gehört dazu, verstehst du? Auszurufen. Energie zu sparen. Zwischen den Dreharbeiten die Doubles die Arbeit machen zu lassen. Man hält länger. Natürlich können wir keinem Star erlauben, länger als zwanzig, fünfundzwanzig Jahre höchstens oben zu bleiben, denn sonst würde das Publikum wirklich Verdacht schöpfen. Danach ziehen sie sich einfach zurück. Aber wenn sie sich Ruhe gönnen, können sie praktisch unbegrenzt am Leben bleiben. Loxheim sagt, vielleicht zwei- oder dreihundert Jahre. Ohne zu altern, wohlgemerkt. Es wird also gar nicht so schlimm sein, wenn du dich erst mal daran gewöhnt hast. Frage Paul.«

Sie wirbelte herum. »Paul. Betty. Das sind wohl alles deine Freunde, wie?«

»Teilhaber, Liebling«, sagte ich lächelnd. »Das ist mein Geheimnis. Du hast mich einmal gefragt, wie es kommt, daß mein Name in Hollywood immer noch Gewicht hat, obgleich ich seit Jahren keine eigenen Filme mehr produziert habe. Nun, eben weil ich meine Teilhaber habe. Sie sind mir alle dafür verpflichtet, daß sie an der Spitze bleiben können. Ihre Arbeit bekommen sie alle durch meinen Agenten, Blitzler. Ich bekomme meine Prozente. Genau wie von dir.«

Sie versuchte jetzt, die Tür zu öffnen, versuchte mich nicht zu hören. Sie tat mir leid, aber ich bewahrte mein Lächeln.

Ich mußte um ihretwillen Ruhe bewahren.

»Tu jetzt nichts Übereiltes, Kay«, riet ich ihr. »Denke darüber nach. Morgen wirst du dich schon besser fühlen. Dann triffst du dein Double, und wir können damit anfangen, die nötigen Pläne zu machen.«

»Double?«

»Sicher. Ich habe dir doch gesagt, daß man ein Double braucht. Ich habe für diese Rolle eine außerordentlich begabte junge Dame ausgewählt. Sie hat nicht nur eine überraschende Ähnlichkeit mit dir, sondern besitzt auch selbst beachtliche schauspielerische Fähigkeiten. Anhand deiner Filme, die sie genau studiert hat, hat sie sich die meisten deiner Angewohnheiten und Gebärden bereits angeeignet, und den letzten Schliff kann sie sich ja direkt bei dir holen. Sie kennt deine Stimme von Dr. Loxheims Tonband und hat sich bereits alles eingepägt, was du ihm über dein Leben, deine Gewohnheiten und deinen persönlichen Geschmack erzählt hast. Du brauchst das bloß noch zu ergänzen und mit ihr den Rest erarbeiten.«

Dann fiel mir noch etwas ein. »Übrigens, ich glaube, wir brauchen uns keine Sorgen zu machen, daß sie so dumm ist, etwas auf eigene Kappe zu riskieren, wie Pauls letztes Double. Diese junge Dame hat nämlich zufällig ein paar Vorstrafen, und ich weiß darüber Bescheid. Und sie weiß, daß ich es weiß. Also wird sie es nicht wagen, aus der Reihe zu tanzen. Ich

glaube, du wirst sie mögen. Ich hoffe es wenigstens, denn ihr werdet ja voraussichtlich eine Reihe von Jahren zusammenarbeiten.« Ich ging zur Tür und zog sie behutsam weg. »Du kannst damit aufhören«, sagte ich. »Die Tür ist abgeschlossen.«

Jetzt sah sie mich an, und ich bemerkte einen Anflug von Wahnsinn in ihren Augen.

»Double«, flüsterte sie. »Das ist es also. Jetzt beginne ich langsam zu verstehen. Es ist ein Trick, nicht wahr? Ihr habt also ein Double, und du und Loxheim und dieser Agent Blitzer, ihr seid alle beteiligt. Wahrscheinlich auch Paul Sanderson. Ihr glaubt, ihr könnt mich zum Wahnsinn treiben – oder zumindest den Leuten weismachen, ich sei wahnsinnig, wenn ich ihnen eine solche Geschichte erzähle. Und in der Zwischenzeit legt ihr den Hebel um, stellt das Double an meine Stelle und steckt das Geld ein.«

Ich legte meine Hände auf ihre Schultern, blickte ihr in die Augen und schüttelte den Kopf.

»Nein, Liebling. Das wäre eine großartige Idee für ein Komplott, aber es stimmt nicht. Die Wahrheit ist, daß du jetzt ein Roboter bist. Und wenn du dich erst einmal mit dieser Tatsache abgefunden hast, wirst du feststellen, daß das gar nicht so schlimm ist, wie du meinst. Ich weiß es.«

»Du?«

»Sicher. Warum, glaubst du wohl, habe ich die Kontrolle über unser Geheimnis? Weil ich der Erste war. Loxheim war mein Freund, und nach meinem Unfall bei jenem Polospiel kam er zu mir in das Krankenhaus, in dem ich im Sterben lag. Ich gestattete ihm, mich in seine Klinik zu überführen und gab ihm die Erlaubnis für sein Experiment. Und als es erfolgreich verlief, erkannte ich erst richtig, was er erreicht hatte – was man mit diesem Verfahren erreichen konnte, wenn man sich an die richtigen Leute wandte. Und die ganzen Jahre seitdem habe ich nichts anderes mehr getan. Wie ich schon sagte, es ist nur

ein Dutzend, aber wir sind diejenigen, die das Geschehen bestimmen. Wir sind die heimlichen Herrscher von Hollywood, die lebenden Schatten, die Träume, die niemals sterben. Wir sind die Unsterblichen, die dich nun in ihren Reihen begrüßen.«

Sie war noch nicht soweit. Sie wollte und konnte es noch nicht akzeptieren. Ich sah es in ihren Augen.

Ich nahm meine Hand von ihrer Schulter, griff in meine Tasche und holte eine Nadel hervor.

»Hier«, sagte ich, »prüfe es selbst nach.«

Sie starrte auf die Nadel, und in ihrem Gesicht arbeitete es.

»Nein«, murmelte sie. »Das ist nur ein neuer Trick. Das ist alles ein Trick. Ein Trick, um mich zum Wahnsinn zu treiben. Ich bin kein Roboter. Es kann nicht sein. Das kann nicht sein. Wie kannst du dastehen und mich einfach anlächeln, wie kannst du nur so lügen. Hör auf zu lächeln, hör auf damit, hör auf ...«

Und dann griff sie nach mir, schlug mir die Nadel aus der Hand, als ihr Arm hochschnellte, und ihre Fingernägel verkrallten sich in meinem Gesicht.

Dann stand sie nur noch da und schrie, bis ich auf eine bestimmte Stelle an ihrem Kopf drückte. Der Schrei erstarb und sie brach zusammen. Ich ließ sie liegen, wo sie hingefallen war und nahm den Telefonhörer ab.

Loxheim meldete sich.

»Nun?«

»Hysterie, natürlich. Aber sie wird wieder in Ordnung kommen. Ich denke, wir können morgen Blitzler anrufen und ihm sagen, daß er mit dem Studio einen neuen Vertrag für sie abschließen kann. Ich komme gleich hinunter.«

Ich legte auf. Dann öffnete ich die Schranktür und holte ihre neue Boxe heraus, die Loxheim gebaut hatte – mit der Samtverkleidung und den Luftlöchern. Das Atemsystem arbeitet noch immer auf Sauerstoffbasis.

Ich befestigte die Schlaufen um ihren Hals und hängte sie auf.

Bevor ich den Deckel schloß, sah ich sie noch einmal an. Sie war großartig. Und in zehn oder zwanzig Jahren würde sie noch genau so wundervoll aussehen. Wie eine Million Dollar ...

Jetzt gehörte sie zu den Top Ten.

Zum erstenmal war ich zufrieden, weil ich das Richtige getan hatte. Ich stellte sie weg und ging pfeifend zur Tür.

Doch ehe ich hinausging, fiel mir noch etwas ein. Ich ging hinüber zum Spiegel, und tatsächlich, es war so, wie ich es vermutet hatte. Armes Mädchen. Ich konnte ihr nicht verdenken, daß sie durchgedreht hatte, nachdem sie es zum erstenmal gesehen hatte.

Als sie mich kratzte, hatte sie ein paar Plastikstreifen von meinen Wangen gerissen und gesehen, was darunter war.

Einen Augenblick stand ich da und blickte auf das hell schimmernde Metall. Dann wandte ich mich ab und ging nach unten.

KAIN UND ABEL

Night School

Man findet sie in den Seitenstraßen jeder größeren Stadt, und manchmal fragt man sich, wie die Besitzer überhaupt davon leben können.

Gewöhnlich befindet sich der Eingang im Keller, und das halb auf die Straße ragende, blinde Schaufenster trägt die verwitterte Aufschrift ANTIQUARISCHE BÜCHER. Gleich neben der Tür findet man meistens ein Regal, an dem eine handgemalte Tafel hängt: FREIE AUSWAHL – JEDER BAND NUR 10 CENT.

Niemand kommt je auf den Gedanken, eine dieser alten Schwarten zu kaufen, nicht einmal für zehn Cent, und es findet sich auch niemand, der bereit wäre, die exorbitanten Preise für die alten Ausgaben von *Fantazius Mallare*, *Ciceros Reden* oder der *Encyclopedia Britannica* zu bezahlen, die man in einem solchen Laden unvermeidlich vorfindet. Es ist anzunehmen, daß der Besitzer einer solchen Buchhandlung für den Bücherfreund unter dem Ladentisch auch attraktivere Angebote parat hat, zum Beispiel für Geographiestudenten etwa Henry Millers *Tropic of Cancer* oder für besonders feine Spürnasen den *Duftenden Garten* – aber trotzdem sind die Umsätze doch recht gering. Und man fragt sich wieder einmal, wie sich die Besitzer solcher Läden lange Jahre halten können.

Genau so ein Laden war es, den ein junger Mann eines Abends betrat. Sein Name war Abel, und es war eigentlich nichts Besonderes an ihm, außer der verstohlenen Art, in der er die Stufen hinunter in den düsteren Laden schlich.

Als er eintrat, runzelte er die Stirn, als verwirre ihn diese Umgebung, als habe ihn der durchschnittliche Eindruck, den der Laden machte, durcheinandergebracht oder irgendwie

enttäuscht. Und als der Besitzer hinter dem staubigen Ladentisch hinten im Laden hervorkam, drückte die Miene des jungen Abel so etwas aus, wie: Ich muß mich geirrt haben.

Der Besitzer selbst war eine Standardausgabe, von der Zeit leicht angeschmutzt; er machte den Eindruck, ausrangiert, weggeworfen worden zu sein, um nun in irgendeinem vergessenen Regal im Laufe der Jahre einzustauben. Er war klein und gebeugt wie die meisten von ihnen; sein strähniges Haar und sein struppiger Schnurrbart hatten keine eigentliche Farbe, und die Augen hinter den Brillengläsern hätten milchige Murmeln sein können.

Seine Stimme war ein tonloses Murmeln: »Was kann ich für Sie tun?«

Der junge Abel zögerte. Wieder runzelte er die Stirn, und einen Augenblick lang war er sich im Zweifel, ob er nach irgendeinem Buch fragen und sich das übliche »Sehen Sie sich ruhig um«, holen, oder ob er einfach wieder gehen sollte.

Aber hinter der gerunzelten Stirn schien noch mehr vor sich zu gehen, und nach einer Weile des Zögerns sprach er es dann auch entschlossen aus.

»Ich suche Anleitungen«, sagte er. »Einen ganz speziellen Kurs, und ich brauche ein paar ganz spezielle Bücher.«

Die Murmeln hinter den Brillengläsern rollten hin und her, und der Besitzer neigte den Kopf. »Titel?«

»Drei«, kam die Antwort. »Das erste Buch heißt *Einführung in den Mord*, das zweite *Tod auf Raten* und das dritte *Der Preis ist das Recht*.«

Der Besitzer sah auf. Die milchigen Murmeln waren zu einem Paar dunkler, durchdringender Augen geworden.

»Eine ungewöhnliche Zusammenstellung«, murmelte er. »Aber vielleicht kann ich Ihnen helfen. Übrigens, wer hat mich Ihnen empfohlen?«

»Einer, der sagte, daß Sie mir diese Frage stellen, daß ich mich aber hüten würde, sie zu beantworten.«

Der Buchhändler nickte. »Wir gehen am besten nach hinten. Warten Sie einen Augenblick, bis ich abgeschlossen habe.«

Er fummelte an der Tür herum und tastete nach dem Lichtschalter. Der junge Mann folgte ihm durch die dunklen Gänge, bis sie schließlich in den Raum hinter dem Buchladen gelangten.

Hier war es hell und gemütlich und bemerkenswert gut möbliert.

»Setzen Sie sich«, sagte der Besitzer. »Wie heißen Sie?«

»Abel, Charles Abel.«

»Abel, tatsächlich? Meine Güte!« Der Alte kicherte. »Dann könnten Sie mich ja gleich Kain nennen.«

Die gerunzelte Stirn des jungen Mannes glättete sich. »Dann bin ich also hier wirklich richtig«, rief er. »Und Sie sind der richtige Mann!«

Mr. Kain zuckte die Schultern. »Haben Sie das Geld?«

»Hier ist es. Eintausend Dollar, alles in kleinen Scheinen.«

Mr. Kain nahm die Summe entgegen und zählte sorgfältig nach. Dann blickte er wieder auf und nickte. »Ich bin Ihr Mann«, murmelte er. »Nun, bezüglich der Ausweisungen, die Sie suchten: Wer ist es, den Sie zu töten wünschen?«

Seit dem ersten Besuch des jungen Abel in jenem Buchladen war beinahe eine Woche vergangen. Jeden Abend pünktlich um neun Uhr war er wiedergekommen. Säumigkeit gab es bei ihm nicht; er war ein eifriger Schüler. Und es gab viel zu lernen.

Sehr zu seinem Entzücken fand er in Mr. Kain einen ausgezeichneten Lehrer. Er sagte ihm das auch, in der Meinung, er mache ihm damit ein Kompliment. Aber der alte Mann schnitt nur eine müde Grimasse.

»Sie wissen, was man sagt«, bemerkte er. »Diejenigen, die's nicht können, werden Lehrer.«

»Soll das heißen, daß Sie selbst noch nie jemanden

umgebracht haben?«

Mr. Kain wirkte etwas betreten. »Ich leide an Hämophobie. Eine unglückliche Sache. Der Anblick von Blut erschüttert mich derart, daß ich es nicht einmal fertigbringe, Fallen für die Mäuse aufzustellen, die sich hier eingenistet haben. Sie fressen buchstäblich meinen Verdienst auf.«

»Aber der Buchladen ist doch in Wirklichkeit nur Tarnung. Dies hier ist Ihr wirkliches Geschäft, nicht wahr?«

»Ja. Ich bin Lehrer von Beruf.«

Der junge Abel grinste. »Tut mir leid, aber ich kann nicht anders. Ich finde es einfach zu komisch, daran zu denken, wie Sie hier hinten sitzen und das perfekte Verbrechen planen.«

»Und was ist daran so komisch, junger Mann?« Der Buchhändler erhob sich. »Wenn Sie wüßten, wie schlecht es um dieses Geschäft bestellt ist, würden Sie mich verstehen. Man muß sich sein Geld wirklich hart verdienen.«

»Sie sagten, ›in diesem Geschäft‹. Heißt das, daß Sie nicht der einzige sind? Gibt es auch andere Besitzer antiquarischer Buchhandlungen ...?«

»Das geht Sie nichts an«, antwortete Mr. Kain hastig. »Ich bin derjenige, der hier die Fragen stellt. Und ich müßte mehr Antworten bekommen. Sie haben jetzt eine Woche bei mir studiert und mir immer noch nicht gesagt, wen Sie umbringen wollen. Es wird Zeit, daß wir uns mit dem Fall beschäftigen. Ich bin ein sehr beschäftigter Mann, und ich habe auch noch andere Kunden, die meine Hilfe brauchen.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

»Ich werde es Ihnen sagen, wenn ich wirklich überzeugt bin«, sagte er entschuldigend. »Aber ich muß wirklich sicher sein, daß Sie mir beibringen, wie man das perfekte Verbrechen begeht.«

»Das perfekte Verbrechen? Daran ist überhaupt nichts Besonderes«, schnappte Mr. Kain. »Ich habe Ihnen gesagt, daß ich selbst noch nie einen Menschen umgebracht habe, und das

stimmt auch. Aber ich habe, wenn man es so ausdrücken kann, daran teilgenommen, etliche hundertmal. Und ich versichere Ihnen, es war jedesmal ein perfektes Verbrechen. Kennen Sie die Statistiken? Fünfundfünfzig Prozent aller Mordfälle bleiben ungelöst. Fünfundfünfzig Prozent, stellen Sie sich das vor! Keine Verhandlung, nicht einmal ein Verdacht – bei über der Hälfte aller Morde, die jedes Jahr begangen werden. Und das ist kein Zufall. Der Großteil dieser Mörder hatte Hilfe. Anweisungen von Experten. Genau die Hilfe, die ich auch Ihnen biete. Erinnern Sie sich an den Fall mit der schwarzen Dahlie, drüben an der Westküste?»

»Das haben Sie geplant?«

»Für einen meiner Schüler, ja.« Mr. Kain lächelte stolz. »Und das ist nur ein Beispiel dessen, was ich kann, wenn ich einen Schüler habe, der bereit ist, mitzuarbeiten und gründlich zu lernen –

Der junge Abel zündete sich eine Zigarette an. »Woher soll ich wissen, daß Sie mir nicht lauter Unsinn vorfaseln? Übrigens kam mir dieser Mord ziemlich sinnlos vor.«

Mr. Kain biß sich auf die Lippen. »Genau das ist der Punkt«, beharrte er. »Haben Sie sich denn nicht gemerkt, was ich Ihnen die ganze Woche über beigebracht habe? Rekapitulieren wir kurz. Welche Gründe gibt es, einen Mord zu begehen? Eine rasche Antwort, bitte.«

»Nun, Sie sagten, es gibt drei. Zuerst einmal: die Notwendigkeit.«

»Zum Beispiel?«

»Oh, Mord aus Barmherzigkeit und auch Fälle, bei denen Geld eine Rolle spielt, oder wenn jemand seinen Ehepartner loswerden will, jedoch Bedenken oder Skrupel hat, sich scheiden zu lassen.«

»Gut. Und der zweite Grund?«

»Wut. Eifersucht. Rivalität. Solche Dinge.«

»Der dritte?«

»Einfach die Lust am Töten, nicht wahr? Ausschließlich wegen der Aufregung.«

»Nicht ausschließlich wegen der Aufregung«, berichtete Mr. Kain. »Die dritte Kategorie fällt für mich aus. Ich werde niemals einen Psychopathen zum Schüler nehmen. Man kann sich einfach nicht darauf verlassen, daß sie sich an die Anweisungen halten.«

»Aber der Fall mit der schwarzen Dahlie war doch nun wirklich das Werk eines Psychopathen.«

»Jetzt kommen wir zum springenden Punkt«, versicherte ihm Mr. Kain. »Natürlich hat es so ausgesehen. Es war ja so geplant.«

»Geplant?«

»Ich habe Ihnen doch vorhin erklärt, daß über die Hälfte aller Morde in diesem Land unaufgeklärt bleiben. Warum wohl? Weil die Hinweise, die die Behörden in den einzelnen Fällen haben, nur selten Schlüsse auf den wirklichen modus operandi zulassen. Vor ein paar Jahren gab es einmal eine Flut von Detektivbüchern, in denen die kompliziertesten und unmöglichsten Arten der Vernichtung beschrieben wurden. Ich muß es wissen: die Bücherregale vorn sind voll davon. Phantastische Mordpläne – mit Leuten, die vergiftete Pfeile oder Dolche aus Eiszapfen benutzten, mit Alibis, bei denen in einem verschlossenen Raum eine Schallplatte mit der Stimme des Täters lief. Das ist alles lächerlich. Wenn Sie Ihren gesunden Menschenverstand gebrauchen, werden Sie von niemandem gesehen, der als Informant oder Zeuge zur Polizei rennen kann. Es ist nichts Besonderes dabei, nach einem Mord nicht erwischt zu werden. Selbstverständlich vorausgesetzt, daß man bezüglich Fingerabdrücken, Blutflecken und all dem Kindergartenkram besonders vorsichtig ist.

Die Polizei verfolgt heute Mörder kaum noch anhand der Methoden, die sie anwandten. Was sie auf die Anklagebank bringt, ist meistens ihr Motiv. Und das sind genau die

fünfundvierzig Prozent, die erwischt werden und die wir vergessen können. In den Fällen, wo der Mord aus Notwendigkeit begangen wurde, ist das Gesetz immer hinter demjenigen her, der davon profitiert haben könnte: hinter einem Erben, zum Beispiel, einem unglücklich verheirateten Mann oder einer Frau, einem geschäftlichen Rivalen. In Fällen der Wut oder Eifersucht ist es noch leichter, den Täter ausfindig zu machen.« Er ließ seine Worte einen Augenblick einwirken. »Ich versichere Ihnen, hinter jedem einzelnen Mord, den ich geholfen habe zu planen, steckte ein echtes Motiv. Aber ich habe sie immer so geplant, daß kein Motiv ersichtlich wurde. Kurz gesagt, jeder einzelne dieser Morde sah so aus, als sei er von einem Wahnsinnigen begangen worden.«

»Das also ist das Geheimnis.«

»Hat die Person, die Sie zu mir geschickt hat, denn nichts angedeutet?« fragte Mr. Kain. »Kennen Sie denn die Geschichte meines Erfolges überhaupt nicht?«

»Doch«, gab der junge Abel zu. »Und ich kenne die Einzelheiten. Er hat Sie sehr nachdrücklich empfohlen. Nur – bis jetzt klang das alles für mich einfach unsinnig.«

»Und jetzt glauben Sie es? Gut. Nun gut, dann wäre es aber an der Zeit, daß Sie sich mir anvertrauten, oder nicht? Wen also haben Sie im Auge?«

Mr. Abel zögerte nicht mehr.

»Ich möchte den Mann töten, der Sie mir empfohlen hat«, sagte er.

»Einen meiner früheren Schüler? Aber – mein lieber Junge, das ist doch ethisch wohl kaum ...«

»Beruhigen Sie sich. Ich werde Ihnen seinen Namen nicht sagen. Sie werden es nie erfahren. Ihr Gewissen wird also nie belastet werden.«

»Hegen Sie einen persönlichen Groll gegen diesen Mann? Ist es das?«

»Ja. Ich wiederhole, es ist nicht nötig, daß ich Sie mit

Einzelheiten belaste. Alles, was Sie wissen müssen, ist, daß er keinerlei Verdacht hegt, daß ich ihn hassen könnte. Nach Ihrer Definition haben wir also schon die idealen Voraussetzungen. Mit dem Verbrechen würde mich niemand in Verbindung bringen, weil ich offensichtlich kein Motiv hatte. Jetzt muß ich von Ihnen nur die Methode erfahren. Irgend etwas, das es hinterher so aussehen läßt, als wäre es die Tat eines kriminellen Psychopathen.«

»Hm.« Mr. Kain erhob sich und ging im Raum auf und ab. »Es klingt ziemlich einfach, wenn Sie mir die Wahrheit gesagt haben.«

»Ehrenwort.«

»Nun – wenn das so ist ...« Mr. Kain zögerte. »Ich nehme an, es wäre zu einfach, wenn Sie ihn lediglich irgendwo allein in eine Ecke drängten, erwürgten und weggingen? Manchmal ist gerade die Einfachheit eines Mordes das Verwirrende. Ein Schlag auf den Kopf in einer dunklen Gasse, und die Polizei steht vor einem Rätsel.«

»Bitte, Sir«, sagte Mr. Abel leise. »Solch ein Rat ist doch wohl keine tausend Dollar wert – noch dazu steuerfrei.«

»Nun, ich könnte Ihnen ein wenig Gift besorgen und ...«

»Was ist denn psychopathisch an Gift? Wirklich, nach all den Vorreden hätte ich etwas Komplizierteres erwartet.«

»Komplizierter?« Mr. Kain dachte eine Weile nach, dann wurden seine Augen heller. »Ja, das ist etwas, das Ihnen gefallen könnte, mein Junge. Es ist natürlich schon eine alte Methode, aber sie wurde in den letzten Jahren kaum angewandt. Ich nannte es immer das Totenabfallbüro.«

»Totenapfelbüro?«

»Abfall!« Er lächelte auf seinen Schüler herab. »Um diese Methode anzuwenden, muß man sich nur dreier Voraussetzungen vergewissern.«

»Und die sind?«

»Zunächst, daß der Mörder sein Opfer an eine einsame Stelle

locken und dort erledigen kann. Trotz Ihrer Einwände würde ich auch in diesem Fall einen Schlag auf den Kopf oder Strangulieren empfehlen. Die üblichen Hinweise auf ein Verbrechen und die Mordwaffe, wenn es eine gibt, müssen natürlich peinlich sorgfältig beseitigt werden. Glauben Sie, daß Sie diesen Teil des Plans schaffen?«

»Mit Leichtigkeit.«

»Gut. Die zweite Voraussetzung ist, daß der Mörder ein Auto hat.«

»Ich habe einen Wagen, ja.«

»Und die dritte und wichtigste – der Mörder darf nicht unter Beobachtung stehen. Das heißt, er sollte in der Lage sein, sich jederzeit frei zu bewegen und möglicherweise auch die Stadt für ein paar Tage verlassen können, ohne daß seine Abwesenheit jemandem auffällt.«

»Ich lebe allein, und ich habe die ganze nächste Woche Urlaub.«

»Ausgezeichnet! Dann, glaube ich, können wir ein perfektes psychopathisches Verbrechen arrangieren. Diese Methode wird die Polizei völlig aus dem Konzept bringen. Sie werden sich so sehr für die Methode interessieren, daß sie die Frage nach dem Motiv völlig übersehen.«

»Aber was werde ich denn nun tun?«

»Verstehen Sie es noch nicht? Sie werden, wie ich vorschlagen habe, Ihr Opfer auf eine ganz einfache Weise ums Leben bringen. Dann werden Sie mit Hilfe eines Fleischermessers oder einer Fleischhacke die Leiche zerstückeln. Normalerweise sollten Sie nach meiner Erfahrung in solchen Dingen die Teilung folgendermaßen vornehmen: Unterschenkel, Oberschenkel, geteilter Unterleib, dito Oberkörper, Unterarme, Oberarme und Kopf. Das macht alles in allem dreizehn Stück. Eine Unglückszahl. Ich hoffe doch, daß Sie nicht abergläubisch sind.«

»Nein, nur neugierig. Was soll ich denn mit diesen –

Fragmenten anfangen?«

»Nun, sie natürlich einwickeln. In dreizehn einzelne Pakete. Sie werden Plastikbeutel brauchen, wie man sie zu Hause für die Gefriertruhe hat, sowie etwas braunes Packpapier und Metzgerschnur. Sehen Sie zu, daß Sie viel Schnur auftreiben. Wenn Ihre Pakete fertig und verschnürt sind, adressieren Sie sie einfach, kleben ein paar Briefmarken darauf und werfen sie in die Postkästen für Paketpost.«

»Aber dreizehn schwere Pakete ...«

»Deshalb habe ich ja gefragt, ob Sie einen Wagen besitzen und für ein paar Tage verreisen können. Sie geben sie nicht alle an einem Ort auf. Sie fahren herum. Besorgen Sie sich eine Karte und suchen Sie sich ein gutes Dutzend Städte heraus, die so liegen, daß Sie sie in, sagen wir, vier Tagen schaffen. Es wäre gut, wenn Sie dabei völlig unzusammenhängende Orte herausuchten, so daß die Polizei kein System und keinen zentralen Ausgangspunkt ermitteln kann. Ich werde Ihnen später behilflich sein, die entsprechenden Einzelheiten auszuarbeiten. Das gehört zum Service. Und Sie müssen natürlich auch die Briefmarken vorher kaufen. Eine ganze Rolle Drei-Cent-Marken, würde ich vorschlagen. Das ist am wenigsten auffällig.«

»Aber an wen adressiere ich dann die Pakete?«

»Schreiben Sie sich die Namen gelegentlich aus den Telefonbüchern der Städte, durch die Sie kommen. Oder – da fällt mir noch etwas ein – schicken Sie sie an dreizehn Leichenbestatter, einen in jeder Gemeinde. Das wird die Polizei völlig fehlleiten. Sie werden nach Leuten suchen, die einen Groll gegen Leichenbestatter hegen oder Nekrophile jagen. Jedenfalls werden sie ganz sicher annehmen, daß die Tat von einem Wahnsinnigen begangen wurde. Wenn dann erst einmal die Zeitungen Wind von der Sache bekommen haben und sie mächtig aufblasen, können Sie sicher sein, daß jegliche Spur in einem Wust von Sensationsberichten untergeht.« Mr.

Kain sah auf ihn herab. »Nun, wie finden Sie das? Genug Drumherum?«

»Ja. Aber sind Sie absolut sicher, daß es keine Fehler geben wird?«

»Nicht, wenn wir alles gründlich genug planen. Sie müssen natürlich die elementarsten Vorsichtsmaßnahmen beachten, wenn Sie Ihrem Opfer auflauern. Und Sie müssen dafür sorgen, daß Sie sich Ihrer – äh – Utensilien entledigen. Am besten ist, Sie stehlen sie irgendwo, zum Beispiel in einer Metzgerei. Anschließend werfen Sie sie außerhalb der Stadt von einer Brücke. Aber um diese Einzelheiten können wir uns Schritt für Schritt kümmern, wenn wir darauf kommen. Zunächst einmal müssen wir Ihre Fingerabdrücke wegbringen. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir das gleich besorgten, oder wollen Sie bis zu Ihrem Urlaub warten? Mir fällt gerade ein, daß wir ja heute Freitag haben. Wenn Sie samstags nicht arbeiten müssen, dann könnten wir es ja gleich hinter uns bringen. Übers Wochenende kann es dann verheilen.«

»Wovon reden Sie überhaupt?«

»Säure, mein Junge. Eine kleine Vorsichtsmaßnahme, die ich ersonnen habe. Ihre Fingerspitzen glätten, damit Ihre Fingerabdrücke nirgends erscheinen. Natürlich wird dabei auch ein wenig von der Haut dran glauben müssen, aber das läßt sich nicht vermeiden. Es tut mir leid, aber ich habe auch keinerlei Betäubungsmittel im Haus. Aber dieser Raum ist ziemlich schalldicht, und wenn Sie ein wenig schreien, wird das niemand hören.«

»Säure? Schreien? Wirklich, jetzt...« Der junge Abel prallte zurück.

Mr. Kain ignorierte das, ging zu einem Schrank und nahm eine Flasche, eine Schüssel und einen Becher heraus. Er hantierte damit herum und schaute schließlich durch eine Wolke von Säuredämpfen auf seinen Schüler.

»Kommen Sie«, murmelte er. »Es mag, wie gesagt, ein

wenig weh tun, aber ich verspreche Ihnen, es ist geradezu zärtlich im Vergleich zu den Qualen auf einem elektrischen Stuhl.«

Über eine Woche war vergangen, seit Mr. Abel den Buchladen mit bandagierten und mit Handschuhen versehenen Händen verlassen hatte, als er eines Abends unvermittelt wieder auftauchte.

Es war schon ziemlich spät, und er mußte eine ganze Weile an der Eingangstür klopfen, bis Mr. Kain herbeigeschlurft kam und ihn hereinließ.

Er führte den jungen Mann durch die dunklen Gänge in das Hinterzimmer und warf dabei neugierige Blicke auf die Tasche, die jener mitgebracht hatte, aber er sagte nichts, bis sie die Tür des verschwiegenen Raums hinter sich geschlossen hatten.

Dann übermannte den Alten die Neugierde. »Was war mit Ihnen los?« fragte er. »Seit meinen letzten Anweisungen sind Sie verschwunden gewesen. Ich habe mir schon Sorgen gemacht ...«

Der junge Abel lächelte. »Um sich selbst hätten Sie sich niemals Sorgen machen müssen. Ihre Vorschläge waren für den Zweck durchaus geeignet. Die ganze Angelegenheit war ein voller Erfolg.«

»Sie – haben es schon getan? Aber wann denn? Ich meine, es gab keinerlei Schlagzeilen in den Zeitungen – nichts ...«

»Ich habe die Dinge noch einmal durchdacht. Ihr erster Vorschlag, nämlich das Opfer einfach zu strangulieren, war logisch. Meine Finger taten mir natürlich ein bißchen weh, aber das machte nichts aus. Der Mord in einer dunklen Gasse erschien wie die Tat eines ganz gewöhnlichen Straßenräubers. Er wurde kaum eines Absatzes in der Zeitung für würdig befunden. Kein Wunder, daß Sie die Notiz übersehen haben. Hier, sehen Sie selbst.«

Abel gab ihm einen Zeitungsausschnitt, und der Alte las die

Notiz schnell durch. Dann nickte er und sah auf. »Der junge Driscoll, wie? Aber ich dachte, Sie wollten mir den Namen nicht sagen.«

»Das macht doch jetzt kaum noch etwas aus, oder? Er war der Mann, der mich zu Ihnen geschickt hatte. Und er war Ihr früherer Schüler.«

»Ja. Ein Fall von Eifersucht. Irgendein Rivale hatte ihm die Braut weggenommen. Seltsamerweise haßte er den Mann nicht. Er wollte das Mädchen töten. Sie lebte mit seinem Rivalen zusammen, und wir hatten einige Schwierigkeiten, sein Motiv für den Mord zu vertuschen. Schließlich gelang es uns doch, das Ganze wie die Tat eines Psychopathen aussehen zu lassen. Ich erinnere mich, daß wir den Trick mit dem verrückten Bombenleger anwandten, entschlossen uns aber, statt eines Flugzeugs einen Bus zu nehmen. Der Trick dabei war, daß wir die Bombe nicht in ihrem Gepäck unterbringen wollten, weil das unweigerlich wieder zur Suche nach Motiven geführt hätte, sondern im Gepäck eines Soldaten, der nach dem Urlaub wieder zu seinem Standort zurückkehrte. Gerade rechtzeitig fanden wir tatsächlich eine entsprechende Reisegesellschaft, und das Ganze lief ab wie geplant ... Ich möchte Sie nicht mit Einzelheiten langweilen. Jedenfalls, es hat geklappt.«

Abel nickte. »Ja. Vier Tote, drei Verletzte. Das Mädchen war tot.«

»Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Das ist immerhin schon über zwei Jahre her.« Mr. Kain stutzte. »Oder hat er es Ihnen erzählt?«

»Er hat mir nichts gesagt. Ich habe nur geraten. Sie müssen nämlich wissen, daß ich jener Rivale war. Das Mädchen, das er umbrachte, war mein Mädchen.«

»Ich verstehe. Kein Wunder, daß Sie ihn eliminieren wollten. Nun, jetzt haben Sie ja Ihre Rache.«

»Ja.«

»Ende gut, alles gut.«

»Aber es ist noch nicht zu Ende.«

»Oh – nein?«

Mr. Abel öffnete seine Tasche. »Sehen Sie, Sie selbst haben mir erklärt, daß Sie immer beteiligt waren. Sie haben ihm geholfen, das Verbrechen zu planen. Und daher ...

Er zog ein Messer und eine Fleischhacke aus der Tasche.

»Nein – tun Sie es – nicht«, stammelte Mr. Kain. »Machen Sie sich nicht unglücklich!«

»Sie haben selbst gesagt, daß dieser Raum praktisch schalldicht ist. Niemand wird Ihre Schreie hören, besonders weil ich Sie vorher bewußtlos schlagen werde.« Abel versperrte die Tür und fuhr mit der Fleischhacke ein paarmal probierhalber durch die Luft. Es zischte recht eindrucksvoll.

»Aber ich bitte Sie, es nicht zu tun – nicht als Ihr ausersehene Opfer, sondern als Ihr Lehrer, der Ihnen an Erfahrung überlegen ist. Der Plan, den ich mit Ihnen gemacht habe, wird in diesem Fall nicht klappen!«

»Warum nicht? Ich habe genug Zeit für die Reise. Sehen Sie, ich habe Sie angelogen. Ich habe nämlich zwei Wochen Urlaub. Nicht eine.«

»Trotzdem – Sie werden entdeckt werden. Irgendwo gibt es jemand, der weiß, daß Sie mich hier Abend für Abend besucht haben. Und wenn ich verschwinde ...«

»Sie werden nicht verschwinden. Zumindest nicht für immer. Sie werden sich lediglich für etwa eine Woche auf Urlaubsreise begeben. Ich werde derjenige sein, der verschwindet.«

»Und wohin?«

»Hierher. In diese Buchhandlung. Ich verschwinde hinter einem Toupet, einem schlurfenden Gang, einem drahtigen Schnurrbart und einer Brille.«

»Sie werden meinen Platz einnehmen? Für immer?«

»Warum nicht? Ich werde lernen, Ihre Stimme zu imitieren, Ihre Handschrift nachzumachen. Ihre kleinen Tricks werde ich

im Laufe der Zeit schon lernen. Und Ihre künftigen Klienten übernehme ich auch. Sie müssen zugeben, daß jemand, der einen solchen Plan ausarbeitet, auch Talent zum Lehrer hat. Ich habe Ihnen gegenüber sogar einen praktischen Vorteil: Mir macht der Anblick von Blut nichts aus.«

»Nein, Sie können doch nicht ... Sie sind wahnsinnig!«

»Das müssen alle Mörder sein. Und auch die Lehrer.«

»Aber ...«

Das Fleischerbeil erstickte seine Antwort.

Schade, daß Mr. Abels früherer Lehrer nicht mehr voller Stolz miterleben konnte, wie dieser jeden einzelnen Schritt des Plans vollzog. Da ein Teil des Plans darin bestand, daß aus Mr. Abel Mr. Kain werden sollte, nahm er sogar all seine kleinen Eigenheiten an, einschließlich seiner Vorliebe für schlechte Witze. In jedes Paket, das er machte, legte er zusätzlich eine spezielle Buchhülle. Darunter waren Titel wie Die Anatomie der Melancholie, Die Nackten und die Toten und für den Torso eine Hülle von A Farewell to Arms.

Ihm war natürlich klar, daß darin ein gewisses Risiko lag, aber ein Psychopath darf schließlich auch mal ein bißchen mogeln. Besonders wenn er, wie der neue Mr. Kain, die Absicht hat, den Rest peinlich genau wie geplant zu vollziehen und sich dann nach seiner Rückkehr zu einem geruh samen Leben als Lehrer zurückzuziehen.

Und so hat es schließlich auch geklappt. Als er seine Mission beendet hatte, kehrte er in den Buchladen zurück und verbarg sich hinter der Perücke, dem Schnurrbart und der Brille. Nach einer Weile hatte er sich eingelebt. Und nach einer weiteren kleinen Weile kamen die ersten Schüler. Die Bücherei blieb im Geschäft.

Man findet solche Geschäfte in den Seitenstraßen jeder großen Stadt. Und manchmal fragt man sich, wie es der Besitzer wohl fertigbringt, davon zu leben ...

DAS GESCHENK

Pin-up-girl

Der Prinz sah Lani zum erstenmal bei *Ciro*.

Sie feierte – Abendessen, Drinks und all das. Gibson war bei ihr, und das Ganze gehörte zu dem Plan, Lani als Modell aufzubauen. Er hatte ihr sogar das Abendkleid gegeben, das sie trug, und sie sah wundervoll darin aus – soweit sie wirklich drinsteckte. Jedenfalls, alle starrten auf sie, und die Reporter blitzten pausenlos. Kurz, sie lebte richtig auf.

Dann kam der Ober und legte eine Karte auf ihren Tisch. Dieser Name, *Prinz Ahmed*, war darauf geprägt, und sie trug nur eine kurze handschriftliche Nachricht: *Darf ich um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft bitten?*

Sie zeigte sie Gibson.

»Wer ist der Kerl?« fragte sie. Gibson rollte mit den Augen. »Meine Güte«, sagte er, »Liebling, das kann doch nicht dein Ernst sein! Liest du denn nicht einmal das Time-Magazin? Nun, man sagt, er schwimmt förmlich in Geld. Ölquellen, weißt du. Einfach märchenhaft. Eine halbe Million Dollar pro Woche etwa. Zur Zeit ist er hier in irgendeiner diplomatischen Mission ...«

»Wie sieht er aus?« wollte Lani wissen. »Kannst du ihn mir zeigen?«

Gibson rollte wieder mit den Augen, bis sie sich schließlich beruhigten und nach rechts gerichtet waren. »Dort drüben. Der dritte Tisch geradeaus.«

Lani startete in die angegebene Richtung. Sie sah vier Männer. Drei von ihnen waren groß und bärtig, der vierte war kleiner, glatt rasiert und nicht ganz so fett wie seine Begleiter.

»Der Prinz ist der ohne Bart«, erklärte Gibson. »Er ist natürlich nicht gerade ein Ali-Khan-Typ, aber ...«

Lani lächelte ihn an. »Mach dir keine Sorgen«, murmelte sie.

»Ich bin nicht interessiert. Uns geht's doch auch ohne solche Fettklöße gut.«

Sie legte ihre Hand auf Gibsons Handgelenk. Normalerweise mochte er es nicht, berührt zu werden, aber diesmal zog er sie nicht zurück.

»Es geht uns gut, nicht wahr?« fragte sie. »Ich meine, es ist wirklich keine Schaumschlägerei, was du mir über meinen Job erzählt hast?«

Gibson leckte sich die Lippen und starrte auf ihr Dekolleté.

»Ich habe es dir gleich gesagt, als ich dich traf, Liebling. Ich weiß, wie man eine Ware verkauft. Und was du hast, kann ich verkaufen. Habe ich nicht schon zwei Monate Aufnahmen gemacht? Habe ich nicht ein Vermögen für Negative, Garderobe und alles andere ausgegeben? Nur um deinen Namen publik zu machen? Es wird sich auszahlen, mein Schatz, glaube mir. Nicht nur die Kalender und die künstlerischen Aufnahmen oder die Wettbewerbe. Ich habe bisher deine Aufnahmen in dreiundzwanzig Magazinen untergebracht, und innerhalb von ein paar Wochen wirst du in fünfzig weiteren erscheinen. Titelseiten, Pin-up-Einlagen, ganzseitig, schwarzweiß und farbig ... Ich werde deinen schönen Körper jedem männlichen Einwohner dieses Landes zwischen sechs und sechzig unter die Nase schieben. Ich werde dafür sorgen, daß sie sich ihre Nasen an deinen ...«

Der Ober hüstelte diskret und drückte Lani einen kleinen Umschlag in die Hand. Sie öffnete ihn.

»Wieder eine Karte«, sagte sie mit gekräuselter Nase. »Auf dieser hier steht nur *Bitte*.«

»Augenblick, Liebling.« Gibson langte nach dem Umschlag. »Da ist noch etwas drin. Schau her.«

»Meine Güte!« sagte Lani.

Sie starrten auf den Rubin. Er war so groß wie eine kleine Marmor.

Gibson lächelte schwach.

»Meine Güte«, sagte Lani wieder.

Plötzlich nahm sie das Schmuckstück in die Hand und erhob sich.

Gibson wandte sich ab und starrte die Wand an.

»Bitte, Lämmchen«, murmelte Lani. »Es dauert nur eine Minute. Schließlich muß ich es ja zurückgeben.«

Gibson sagte nichts.

»Machen wir die Sache doch nicht bedeutender als sie ist«, sagte Lani. »Ich meine ...«

Gibson zuckte die Schultern, aber er schaute sie immer noch nicht an. »Wir machen morgen die Aufnahmen am Strand, erinnerst du dich? murmelte er. »Ich bleibe bis Mittag. Versuche, es bis dahin zu schaffen, Liebling.«

Lani zögerte. Sie spürte den Rubin, der in ihrer Hand brannte. Plötzlich wandte sie sich ab und ging hinüber zum Tisch des Prinzen. Der Rubin brannte, und sie wußte, daß auch seine Augen brannten, und sie spürte, daß ihre Wangen brannten, aber sie lächelte und sagte: »Entschuldigen Sie, aber sind Sie der Gentleman, der ...«

Es war lange nach Mittag des nächsten Tages, als Lani erwachte. Die Verabredung für die Aufnahmen hatte sie natürlich vergessen, und einen Augenblick lang wußte sie nicht, wo sie war, woher ihr Kater kam und was geschehen war. Dann erkannte sie ihre Umgebung; das große Schlafzimmer in der großen Suite des großen Hotels. Und sie erkannte den kleinen Mann, der am Fuß ihres Bettes stand. Als sie sah, daß er sie anstarrte, fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, zu lächeln. Kunstvoll nachlässig ließ sie, während sie gähnte, die Decke wegleiten und streckte sich dann. Nun rutschte die Decke vollends weg. Lani wartete auf seine Reaktion. Zu ihrem Erstaunen runzelte er die Stirn.

»Bitte, meine Liebe«, sagte er, »bedecke dich.«

Lani schüttelte ihr Haar aus. »Was ist los, Süßer?« schnurrte sie. »Gefällt dir nicht, was du siehst?«

»Nur – in meinem Land pflegen sich die Frauen nicht...«

»Dein Land ist jetzt egal.« Lani streckte die Arme nach ihm aus. »Jetzt bist du hier.«

Der Prinz schüttelte den Kopf.

»Es ist schon Nachmittag«, sagte er.

»Was hat das damit zu tun?«

»Ich hatte angenommen, du seist hungrig.«

Lani richtete sich auf. »Wirst du mich zum Essen ausführen?«

»Das Mittagessen wird hier serviert werden«, bedeutete ihr der Prinz. »Es ist bereits bestellt und unterwegs.«

»Dann beeile ich mich besser mit dem Anziehen.« Lani sprang aus dem Bett. »Hier, Liebling, möchtest du mir nicht meine Sachen rasch herüberreichen ...«

Aber der Prinz schien sie nicht zu hören. Er war bereits dabei, den Raum zu verlassen. Lani zuckte die Schultern. Der Prinz war wirklich ein seltsamer Mensch. Sie mußte Gibson alles erzählen, sobald sie ihn wiedersah. Eigentlich sollte sie ihn ja gleich anrufen und ihm erklären, weshalb sie sich verspäten würde.

Sie machte das Telefon ausfindig. Es stand gleich neben dem Bett. Gerade als sie den Hörer aufnehmen wollte, entdeckte sie den Umschlag, auf dem ihr Name stand. Er enthielt wieder eine seiner Karten, und unter der Karte befand sich ein grüner Stein. Lani nahm ihn heraus und betrachtete ihn. Ein Smaragd. Zweimal so groß wie der Rubin am Abend vorher. Zuerst startete sie den Stein an und dann das Telefon. Schließlich schüttelte sie den Kopf. Gibson würde warten müssen. Natürlich hatte sie vor, ihm alles zu sagen, aber er mußte sich jetzt gedulden ...

Gibson wartete über eine Woche lang, ehe Lani wieder zu ihm

kam. Es war in seinem Studio. Gibsons Appartement befand sich in den hinteren Räumen des Unternehmens, und dort fand ihn Lani.

»Ich kann nur eine Minute bleiben, Liebling«, sagte Lani zu ihm.

»Komm mir nicht noch einmal mit dem Quatsch von einer Minute«, schmolte er. »Und den Liebling kannst du dir auch schenken. Was in aller Welt war mit dir los?«

»Es ist einfach phantastisch«, seufzte Lani. »Erinnerst du dich an den Rubin? Nun, am nächsten Morgen war es ein Smaragd, dann ein Diamant und am dritten Tag eine Perlenkette. Dann war es ein Jade-Armband und gestern ein Türkisclip. Ich schwöre dir, ich weiß nicht, wie er es fertiggebracht hat, denn wir haben die Suite praktisch die ganze Woche über nicht verlassen. Er hat alle Mahlzeiten heraufschicken lassen, und von seinen Leuten hat mich nie jemand zu Gesicht bekommen. Es ist wie in Tausendundeine Nacht...«

Gibson rollte die Augen. »Ich nehme an, auch dieses Kleid stammt aus Tausendundeine Nacht. Woher hast du denn dieses scheußliche Ding? Das geht dir ja bis zum Kinn!«

»Er hat es für mich machen lassen. Eine komplette Garderobe in dieser Art. Er sagt, in seinem Land seien die Frauen bescheiden. Eine Frau würde es zum Beispiel niemals wagen, sich vor ihrem Mann auszuziehen...«

»So«, sagte Gibson.

Lani legte ihre Hand auf den Mund. »Ich wollte dir das alles nicht so sagen«, sagte sie. »Ehrlich, das wollte ich nicht. Aber er fliegt morgen zurück und ... Wie du sagtest, er schwimmt in Geld. Er ist wirklich einer der reichsten Männer der Welt. Ich werde ein Vermögen besitzen ...«

»Das alte Lied der Liebe«, murmelte Gibson.

»Na schön, ich liebe ihn nicht. Alles kann man nicht haben.«

Gibsons Augen verengten sich. »Du kannst nicht alles haben«, sagte er. »Nicht alles, was du willst.«

»Ich sage dir, mir ist die Liebe egal. Männer bedeuten mir überhaupt nichts, nicht in dieser Beziehung. Aber Geld ...«

»Du willst auch kein Geld«, murmelte Gibson. »Nicht wirklich.« Er ging zum Schreibtisch in der Ecke seines Studios und kam mit einem Blatt Papier in der Hand zurück. »Das ist es, was du willst«, sagte er. »Hier, sieh es dir an.«

»Oh, das ist mein Bild! Auf der Titelseite! Und hier eine Beilage – und die Hochglanzbilder ... Das muß die Versandserie sein, von der du gesprochen hast. O Liebling, sie sind herrlich! Glaubst du, mit dieser gewagten Aufnahme kommen wir durch? Man sieht ja fast...«

»Hör auf zu kreischen.« Gibson lächelte wieder. »Ich habe dir doch gesagt, daß es sich rentieren würde, nicht wahr? Ich habe dir doch versprochen, daß wir großen Zeiten entgegen gehen, oder? Und du kannst mir glauben, das ist nur der Anfang. Warte, bis wir erst richtig loslegen. Du weißt, was dann passiert. Mit gezückten Füllfederhaltern werden sie hinter dir herrennen und jeden Vertrag unterschreiben, den du möchtest. Film, Fernsehen – alles! Du hast erlebt, wie es mit der Monroe ging, mit der Mansfield, der Ekberg, nicht wahr? Nun, wir werden es noch besser schaffen!«

Lani biß sich auf die Lippe. »Bist du sicher, daß du dabei nicht nur an deinen Teil bei dem Geschäft denkst?«

Gibson schüttelte den Kopf. »Dieser Teil ist egal. Ich habe mich sattgegessen, ehe ich dich kennengelernt habe, und ich werde weiteressen, dank dir. An Geld bin ich genausowenig interessiert, wie du es in Wirklichkeit bist. Du willst nicht wegen des Geldes ein Star werden. Du willst es werden, damit sie dich dort oben auf der Leinwand sehen können. Millionen von Männern, die in der Dunkelheit sitzen und auf deinen Körper starren. Die dasitzen mit flimmernden Augen und trockenen Kehlen, die Finger ineinander verkrampft, während sie versuchen, einen etwas tieferen Blick in deinen Ausschnitt zu werfen. Und die dann heimgehen, deine Bilder in den

Magazinen betrachten und über den Bildern sabbern. Die dein Foto über ihrem Bett aufhängen und sich dabei vorstellen, wie es wäre, wenn du wirklich bei ihnen wärst, bei ihnen im Bett.«

Gibson stand so dicht vor Lani, daß sie seinen Atem in ihrem Gesicht spüren konnte. »Aber es würde ihnen nichts nützen, nicht wahr, Liebling? Ich weiß es, ich wußte es schon im ersten Augenblick, als ich dich sah. Denn du wirst dich nie in einen anderen Menschen verlieben als in dich. Dein Körper – das ist es, was du liebst. Dein Körper, im Bewußtsein, wie er auf andere Körper wirkt.

Ich habe es erkannt, und mir ist klar geworden, was ich damit anfangen könnte. Du wirst niemals eine Schauspielerin, aber ich werde einen Star aus dir machen. Du wirst niemals wirklich jemandens Frau sein, aber ich kann dich zum Liebespartner dieser ganzen verdammten Welt machen. Also vergiß diesen Spleen mit dem Geld. Es ist nicht wichtig. Denn das bist nicht du.«

Lani trat zurück.

»Ich weiß nicht...« sagte sie.

»Was meinst du damit? Natürlich weißt du.«

»Na schön. Ich glaube, du hast eben wirklich die Wahrheit gesagt. Ich fühle wirklich so. Ich will, daß sie mich ansehen. Alle. Ich habe schon so empfunden, als ich noch ein kleines Mädchen war. Das Großartigste ist nicht, wenn sie einen berühren oder irgend etwas mit einem anstellen wollen, sondern wenn sie schauen, oder wenn man weiß, daß sie schauen und sich vorstellen kann, was sie dabei denken.«

»Ich weiß«, flüsterte Gibson. »Ich weiß, Liebling. Genau so, wie ich meine Befriedigung darin finde, Bilder zu machen. Sie zu reizen. Diese ganze dreckige, vergammelte Welt zu reizen. Also warum nicht? Wir geben ihnen, was sie wollen und bekommen damit gleichzeitig, was wir brauchen.«

»Ganz so leicht ist es nicht«, sagte Lani. »Das wollte ich dir doch gerade sagen. Der Prinz – er ist schrecklich eifersüchtig.

Ich meine, ich mußte mich wirklich davonschleichen, um dich überhaupt wiederzusehen. Wenn er auch nur den Verdacht hätte, ich sei hier ...«

»Mach dich nicht lächerlich«, schnappte Gibson. »Dies hier sind deine USA, oder? Und niemand kann es sich hier leisten, mit irgendwelchen orientalischen Sitten ...«

»Himmel!«

Lanis Aufschrei machte Gibson stutzig, aber er reagierte zu langsam. Er hatte gerade noch so viel Zeit, sich umzudrehen und den Prinzen hinter einer Kulisse im Fotostudio hervorkommen zu sehen, und eben noch so viel Zeit, die Hände hochzureißen, als er die Pistole in der Hand des Prinzen sah.

Aber der Prinz schoß nicht. Er kam einfach näher, lächelnd und mit leeren Augen, und als er nahe genug war, schnellte sein Arm hoch, und die Pistole krachte auf Gibsons Kopf.

Als Gibson wieder zu sich kam, saß er auf einer Couch in der Ecke des Studios. Der Prinz saß ihm gegenüber in einem Sessel und rauchte eine Zigarette. Lani war nicht zu sehen.

»Ich war etwas in Sorge, daß ich Sie ernstlich verletzt haben könnte«, sagte der Prinz. »Deshalb hielt ich es für das Beste, hier zu warten, bis Sie wieder zu Bewußtsein kämen.«

»Wie außerordentlich aufmerksam«, murmelte Gibson. Er rieb sich seine schmerzende Schläfe. »Ich glaube, ich bin ganz in Ordnung. Und jetzt verschwinden Sie wohl schnellstens von hier, ehe ich die Polizei rufe.«

Der Prinz lächelte. »Das wird nicht viel nützen. Diplomatische Immunität, wissen Sie? Aber ich habe ohnehin die Absicht, gleich zu gehen. Wenn es Sie glücklicher macht, werde ich noch heute abend heim fliegen.«

»Aber Sie nehmen Lani nicht mit.«

Der Prinz neigte den Kopf. »Wie Sie sagen. Ich werde die junge Dame nicht mitnehmen. Sehen Sie, ich habe Ihre ganze Konversation mit angehört. Das war gut, denn es hat mich

davor bewahrt, einen schrecklichen Fehler zu begehen.«

Der Prinz erhob sich und ging zur Tür.

»Als Sie sich unterhielten, wurde ich an eine Ihrer Sagen erinnert. Die Geschichte von Circe, der bezaubernden Verführerin, in deren Gegenwart Männer in Schweine verwandelt wurden. Lani hat diese Macht – die Macht, Männer zu Bestien zu machen. Allein ihr Bild genügt schon, sie in hechelnde Hunde zu verwandeln. Sie halten sie für ein Pin-up-Girl, aber ich bin der Ansicht, daß sie eine Hexe ist. Es ist etwas Böses, diese Macht, die Sie beide ausüben wollen, und ich zähle mich zu den Glücklichen, weil ich ihr entronnen bin.«

Er öffnete die Tür, als Gibson sich erhob.

»Einen Moment«, sagte Gibson. »Wo ist Lani?«

Der Prinz zuckte die Schultern. »Als ich Sie niederschlug, wurde sie ohnmächtig. Ich habe mir die Freiheit genommen, sie in Ihr Appartement zu bringen. Sie wird im Schlafzimmer auf Sie warten. Am einzig richtigen Platz für ein Pin-up-Girl.«

Als er gegangen war, taumelte Gibson durch den Gang zu seinem Appartement. Das Licht in seinem Schlafzimmer war eingeschaltet, und er blinzelte, als er in der Tür stand und zwang sich zum Lächeln. Der Prinz war jetzt endgültig gegangen und es war nichts passiert. Er und Lani würden zusammenbleiben, und es würde genau so sein, wie sie es geplant hatten. Also schenkte er ihr ein strahlendes Siegerlächeln.

Da war sie und wartete auf ihn.

Der Prinz mußte sie ausgezogen haben, als sie bewußtlos war, denn sie war völlig nackt. Sie stand mit ausgebreiteten Armen gegen die Wand des Schlafzimmers gelehnt, und in ihrem Gesicht stand ein verführerisches Lächeln.

Dann sah Gibson genauer hin und bemerkte, daß das Lächeln in Wirklichkeit eine Grimasse war. Er sah, daß ihre Arme und Beine nicht bloß ausgebreitet waren, sondern förmlich gespreizt.

Bevor er wieder ohnmächtig wurde, dröhnten die Abschieds-

worte des Prinzen in Gibsons Ohren: »Am einzig richtigen Platz für ein Pin-up-Girl.«

In gewisser Weise war es tatsächlich so. Er hatte Lani an die Wand genagelt.

RECHENFEHLER

Founding Fathers

I

Am frühen Morgen des 4. Juli 1766 streckte Thomas Jefferson sein perückenbewehrtes Haupt in den verlassenen Saal, der später als Independence Hall bekannt werden sollte und rief: »Vorwärts, Jungs, die Küste ist klar!«

Er betrat den großen Raum, gefolgt von John Hancock, der nervös an einer Zigarette sog.

»He«, sagte Jefferson, »mach die Kippe aus, ja? Oder willst du, daß wir auffliegen, du Idiot?«

»Tut mir leid.« Hancock sah sich in dem Saal um und wandte sich dann an einen dritten Mann, der nach ihm eingetreten war. »Vergrab das«, murmelte er. »Nicht mal ein Aschenbecher in diesem Laden. Oberhaupt, was haben wir denn hier eigentlich vor, Nunzio?«

Der dritte Mann machte ein düsteres Gesicht. »Nenn mich nicht Nunzio«, grollte er. »Ich heiße Charles Thomson, klar?«

»Na schön, Chuck.«

»Charles!« Der dritte Mann rammte John Hancock den Ellenbogen in die Rippen. »Halt dich endlich gerade. Du siehst immer noch aus, als ob du von einem Maskenball der Boy Scouts kämst.«

John Hancock zuckte die Schultern. »Mensch, was erwartest du denn? Nicht mal rauchen kann man, und diese blöden Hosen sind so eng, daß ich Angst davor hab, mich hinzusetzen.«

Thomas Jefferson drehte sich um und wandte sich an ihn. »Du brauchst dich nicht hinzusetzen«, sagte er. »Alles was du tun sollst, ist unterschreiben und das Maul halten. Überlaß Ben

das Reden, klar?«

»Ben?«

»Benjamin Franklin, du Schwachkopf!«

»Hat irgend jemand meinen Namen erwähnt?« Der kleine, dicke Mann mit der beginnenden Glatze, der eben hastig den Saal betrat, rückte sorgfältig seine Brille zurecht.

»Wieso hast du so lange gebraucht?« fragte Thomas Jefferson. »Schwierigkeiten gehabt?«

»Keine Schwierigkeiten«, antwortete Benjamin Franklin. »Sie haben keinen blassen Dunst, und die Gags klappen alle. Es ist nur die Brille – die Gläser verzerren alles. Ich hatte vergessen, daß ich sie tragen muß.«

»Kannst du sie nicht weglassen?«

»Nein. Das könnte Mißtrauen erregen.« Franklin betrachtete die anderen über den Rand der Brille hinweg. »Sie werden ohnehin Verdacht schöpfen, wenn ihr euch nicht an das haltet, was ich euch sage.« Er sah sich in dem Raum um. »Wie spät ist es?«

Thomas Jefferson schob die Spitzen seines Ärmels hoch und blickte auf seine Armbanduhr.

»Sieben Uhr dreißig«, verkündete er.

»Bist du sicher?«

»Ich hab' mir noch rasch die genaue Zeit von der Western Union geben lassen.«

»Die Western Union interessiert hier nicht. Steck lieber das Ding jetzt in die Tasche. Genau solches Zeug ist es, das uns in Schwierigkeiten bringen kann.«

»Schwierigkeiten!« stöhnte John Hancock. »Diese Schuhe bringen mich um. Die haben ja nicht mal annähernd meine Größe.«

»Trag sie und halt den Mund«, sagte Benjamin Franklin. »Ich hoffe wenigstens, daß du nicht vergessen hast, dich zu rasieren. Das wäre eine feine Bescherung – der Präsident des Kongresses erscheint unrasiert zum größten Tag in unserer

Geschichte.«

»Ich hab's vergessen. Und außerdem gab es keine Steckdosen für meinen elektrischen Rasierapparat.«

»Na, jetzt können wir es nicht mehr ändern. Die Hauptsache ist jetzt, daß ihr Ruhe bewahrt und genau wißt, was ihr zu tun habt. Mr. Jefferson, haben Sie die Erklärung?«

Niemand antwortete. Franklin ging auf den großen Mann mit der Perücke zu. »Jefferson, ich spreche mit Ihnen.«

»Oh, ich hatte vergessen ...« Der Große lächelte dümmlich.

»Du solltest lieber nichts vergessen. Also – hast du sie?«

»Hier, in meiner Tasche.«

»Hol sie heraus. Wir müssen gleich unterschreiben, ehe irgendwelche andere Leute auftauchen. Ich nehme an, sie werden so gegen acht Uhr hier eintrudeln.«

Acht?« seufzte Jefferson. »Soll das heißen, daß die hier so früh zu arbeiten anfangen?«

»Unsere Freunde im hinteren Zimmer haben ausgesehen, als hätten sie die ganze Nacht gearbeitet«, erinnerte ihn Franklin.

»Haben die denn noch nie was von gewerkschaftlich festgelegter Arbeitszeit gehört?«

»Nein. Und du solltest so etwas auch überhaupt nicht erwähnen.« Franklin musterte seine Freunde ernst. »Das gilt für euch alle. Haltet eure Zunge im Zaum. Wir können uns keinen Ausrutscher erlauben.«

»Das sagst du mir?« Charles Thomson nahm das Pergament von Thomas Jefferson entgegen und entfaltete es.

»Sei vorsichtig damit«, warnte ihn Franklin.

»Reg dich ab, ja? Ich will mir's bloß mal ansehen«, antwortete Thomson. »Schließlich hab ich das Ding ja noch nie gesehen.« Neugierig betrachtete er das Manuskript. »He, schaut euch bloß mal diese komische Handschrift an. Sieht aus wie gedruckt.«

Er breitete die Deklaration auf dem Tisch aus, beugte sich darüber und begann vor sich hinzumurmeln.

»Sollte es im Laufe der menschlichen Entwicklung sich für ein Volk als notwendig erweisen, die politischen Bande zu lösen, die es mit einem anderen verbunden hatten und unter den Mächten der Erde ... Was ist denn das überhaupt für ein komisches Gewäsch? Warum können denn die Burschen nicht ein anständiges Englisch schreiben?«

»Macht nichts.« Benjamin Franklin nahm ihm das Pergament weg und begab sich zu einem Schreibtisch. »Ich werde es gleich redigieren.« Er kramte in der Schublade herum, bis er ein neues Pergament und eine Feder hatte. »Ich fürchte, diese Art Handschrift kann ich nicht nachmachen, aber das kann ich dem Kongreß ja leicht erklären. Ich werde ihnen sagen, daß Jefferson sich in letzter Minute zu einigen Änderungen entschlossen hat. Und daß es geeilt hat. Das ist nicht mal eine Lüge.«

Er beugte sich über das Pergament und studierte die Deklaration.

»Den Stil muß ich beibehalten«, sagte er. »Sehr wichtig. Aber die Hauptsache ist, daß ich die Bedingungen noch ergänze.«

»Wann kriegen wir denn endlich was zu essen?« fragte John Hancock. »Ich sterbe vor Hunger.«

»Das hat Zeit«, schnappte Jefferson. »Und jetzt sei endlich still und laß den Jungen arbeiten. Das ist schließlich das Wichtigste am ganzen Plan, kapiert?«

Dann herrschte Stille in dem großen Saal – absolute Stille, in der man nur das eifrige Kratzen der Feder auf dem Pergament vernahm.

Jefferson stand hinter Franklin, blickte ihm über die Schulter und nickte von Zeit zu Zeit. »Vergiß nicht, einzufügen, daß ich vorläufig der Boß bin«, sagte er. »Und schreib auch, daß wir einen Schatzmeister brauchen.«

Franklin nickte ungeduldig. »Ist alles aufgeschrieben«, sagte er. »Keine Sorge.«

»Glaubst du, sie werden unterschreiben?«

»Sicher werden sie. Ist doch nur logisch. Gleich nach den Artikeln über Freiheit und Unabhängigkeit muß die Regelung über eine vorläufige Regierung festgehalten werden. Dagegen kann niemand einen Einwand vorbringen. Ich frage mich ohnehin, warum sie das ursprünglich ausgelassen haben.«

»Was schaust du mich dabei an?« sagte Jefferson. »Woher soll ich's denn wissen?«

»Nun, schließlich sollst du doch der Verfasser sein.«

»Ach ja, richtig.«

Franklin beendete den letzten Satz, lehnte sich im Stuhl zurück und deutete mit der Federspitze auf Jeffersons Brust.

»Huste«, sagte er.

Jefferson hustete.

»Noch mal. Lauter.«

»Was soll denn der Blödsinn?«

»Du hast eine Kehlkopfentzündung«, bedeutete ihm Franklin. »Und zwar eine ziemlich schlimme. Deshalb kannst du nicht sprechen. Wenn dich irgend jemand etwas fragt, hustest du nur. Kapiert?«

»Klar. Ich wollte sowieso nichts sagen.«

Franklin wandte sich Hancock und Thomson zu. »Ihr beide unterschreibt und verschwindet am besten. Wenn der Haufen eintrudelt, verschwindet ihr ins Hinterzimmer und haltet die Burschen dort im Auge. Ich werde schon eine Begründung dafür erfinden, daß ihr nicht da seid. Ich kann es einfach nicht riskieren, daß euch jemand in die Zange nimmt und Fragen stellt. Verstanden?«

Die beiden Männer nickten.

»Hier. Ihr beide unterschreibt zuerst.« Als John Hancock nach der Feder langte, kicherte Franklin unterdrückt: »Schreib deinen John Hancock einfach hierher.«

Hancock unterzeichnete mit einem riesigen Schnörkel. Dann gab er Charles Thomson die Feder.

»Denk daran, daß du der Sekretär bist«, sagte Franklin, als Thomson die Feder in das Tintenfaß tauchte. »Was ist los? Ist die Feder zu ungewohnt für dich?«

»Sicher ist sie das«, sagte Thomson. »Und diese Klamotten sind reiner Mord, und keiner von uns weiß, wie er reden darf. Wir kommen damit einfach nicht durch, Denker. Wir werden Fehler machen.«

Benjamin Franklin erhob sich. »Wir werden Geschichte machen«, erklärte er. »Ihr braucht nur meine Befehle zu befolgen, dann wird alles klappen.« Er zögerte und hob dann die Hand. »Um es in meinen eigenen – Benjamin Franklins – unsterblichen Worten zu sagen: Wir müssen beisammen bleiben, sonst hängen sie uns einzeln.«

II

In Philadelphia waren sie schon lange Zeit beisammen gewesen – Sammy Nunzio, Mush und Denker Tomaszewski. Sie hatten ein paar Dunkelgeschäfte gemacht, ein bißchen mit Drogen gehandelt, aber meistens waren sie als Buchmacher tätig.

Sie hatten sich ganz schön etabliert, insbesondere, seit der Denker zu ihnen gestoßen war. Der Denker war ein typischer Winkeladvokat, mit akademischem Titel, Büro und allem, was dazugehörte, und er bildete die Fassade des Unternehmens. Das Komische daran war, daß Denker Tomaszewski auch ein reguläres Anwaltsbüro hatte und ohne weiteres auch ohne krumme Touren ausgezeichnet hätte leben können.

Aber er hatte sich ihnen, zumindest zu Anfang, des Abenteuers wegen angeschlossen.

»Ich kann es mir nur so erklären«, hatte er zu ihnen gesagt, »daß ich anscheinend kein Superego habe«.

Immer mit diesen hochtrabenden Ausdrücken, das war der Denker.

Und diese hochtrabenden Ausdrücke waren es auch, die sie schließlich in Schwierigkeiten gebracht hatten. Am Anfang war

alles prima gelaufen. Mit seinem Büro als Tarnung hatten sie sich einen besseren Kundenstamm heranziehen können – nicht die miesen Typen mit ihren Zwei-Dollar-Einsätzen, sondern wirklich gut betuchte Wetter. Er trieb sie Sammy, Nunzio oder Mush zu, und die schlossen die dicken Wetten ab.

Sie machten auch dicke Profite. So dicke Profite, daß sie schließlich selbst ein paar Einsätze riskieren mußten. Zum Beispiel bei so großen Nummern wie Mickey Tarantino. Natürlich gingen sie gewitzt vor und riskierten nur etwas, wenn sie sichere Tips hatten, zum Beispiel, daß eines der Pferde gedopt werden sollte.

Aber dann kam ein Nachmittag, an dem sie sich verkalkuliert hatten. Plötzlich steckten sie mit zwanzigtausend in der Klemme. Mickey Tarantino streckte die Hand aus und grinste. Aber sein Grinsen verschwand schnell, als ihm Sammy erklärte, daß sie Zeit brauchten, um bezahlen zu können.

»Was soll das heißen?« hatte Mr. Tarantino gefragt. »Ihr habt's doch dicke. Man braucht sich doch bloß die ganzen, reichen Knaben anschauen, die bei euch wetten.«

»Alles, was wir vorweisen können, sind Schuldscheine«, sagte Sammy. »Es ist genau so wie im Delikatessenladen deines alten Herrn. Die Armen zahlen bar, und die Reichen lassen anschreiben. Bei uns ist es genauso. Wir können nicht so plötzlich bei ihnen kassieren.«

»Das solltet ihr aber lieber tun«, riet ihm Mr. Tarantino, »denn ihr habt nur bis morgen früh Zeit. Andernfalls landet ihr in Plotter's Field oder sonstwo.«

Also ging Sammy wieder, berief im Büro des Denkers eine Versammlung ein und ließ die Neuigkeiten vom Stapel.

Aber der Denker hatte ebenfalls Neuigkeiten für sie. »Tarantino ist nicht der einzige, der glaubt, daß wir im Geld schwimmen«, verkündete er. »Auch Onkel Sam versucht plötzlich, uns ins Maul zu schauen und meint, wir seien für eine Nachzahlung von Einkommensteuer fällig.«

»Großartig!« stöhnte Sammy. »Vor uns Tarantinos Gorillas und hinter uns die Bullen. Und wohin sollen wir jetzt?«

»Ich würde sagen, zuerst einmal zu unseren Kunden«, antwortete der Denker. »Ein paar von ihnen müssen ihre Schulden einlösen.«

Sammy, Nunzio und Mush machten sich auf den Weg. Am frühen Abend kamen sie wieder zusammen und zählten das gemeinsame Ergebnis.

»Dreitausend!« schnaubte Sammy. »Drei lausige Riesen!«

»Ist das alles?« Der Denker war ehrlich verwundert. »Ich hätte erwartet, daß ihr mehr bekommt.«

»Sicher haben wir mehr bekommen. Entschuldigungen haben wir bekommen, Versprechungen und schwache Ausreden. Hier ist das, was zählt. Drei Riesen, und keinen Cent mehr.«

»Wie ist es mit Cobbett?« fragte der Denker.

»Professor Cobbett? Dein Lieblingskind, wie?«

Der Denker nickte.

»Wie hoch steht er in der Kreide?« fragte Sammy.

»Ungefähr acht, glaube ich.«

»Acht und drei macht elf. Nicht sehr viel. Aber wenn wir's schnell aufreiben, wartet Tarantino vielleicht noch eine Weile auf den Rest.«

»Dann holen wir es doch schnell«, schlug Mush vor. »Gehen wir gleich alle zum alten Cobbett.«

Sie zwängten sich also gemeinsam in Sammys Auto und machten sich auf, den alten Cobbett zu besuchen. Der Professor hatte ein Landhaus – ein ideales Heim für einen alleinlebenden Mann –, und er begrüßte den Denker äußerst freundlich und herzlich.

Als er aber herausbekam, was den Denker zu ihm geführt hatte, war er plötzlich nicht mehr ganz so freundlich, und als auf einen Wink des Denkers seine drei Begleiter aus der Dunkelheit auftauchten, war es mit seiner Gastfreundlichkeit

vorbei.

Sie mußten ihre Füße in die Tür stellen und ihm die Bleispritzen auf die Rippen setzen.

»Kein Spaß«, bedeutete ihm Nunzio. »Wir brauchen den Zaster.«

»Meine Güte«, sagte Professor Cobbett, als sie ihn rückwärts ins Wohnzimmer drängten, »ich habe doch kein Geld.«

»Halt uns doch nicht für Idioten«, sagte Mush. »Man braucht sich doch bloß den Laden hier anzusehen. Die schönen Möbel und das alles.«

»Hypotheken«, seufzte der Professor. »Hypotheken bis übers Dach.«

»Und was ist mit der Schule, wo du Lehrer bist«, fragte Mush. »Du könntest doch einen Vorschuß oder so was von denen verlangen, oder?«

»Ich habe mit der Universität nichts mehr zu schaffen.«

»Und was haben Sie noch?« fragte Sammy.

»Ja«, fügte der Denker hinzu, »ich habe Sie für einen wohlhabenden Mann gehalten.«

Der Professor zuckte die Schultern und fuhr sich mit der Hand durch sein graues Haar. »Die Dinge sind eben nicht immer wirklich das, was sie scheinen«, sagte er. »Ich habe Sie zum Beispiel auch für einen anständigen Geschäftsmann gehalten. Und als ich in meiner Unschuld zum erstenmal fragte, ob es möglich sei, ein paar kleine Wetten abzuschließen, hätte ich mir nie träumen lassen, daß Sie mit solchen Rowdies gemeinsame Sache machen.«

»Überleg dir, was du sagst«, warnte ihn Sammy. »Wir sind genausowenig Raufbolde, wie achtausend Dollar eine kleine Wette sind. Was soll das übrigens heißen – mit den Dingen, die nicht das sind, was sie scheinen?«

»Nun, das ist so«, begann der Professor. »Ich hatte einen ansehnlichen Betrag auf die Seite gelegt, das ist richtig. Und ich hatte an der Universität eine Stellung von einiger

Bedeutung. Die Tatsache, daß sowohl mein Geld, als auch dieser Posten heute weg sind, hängt nur mit einer Sache zusammen – meinem privaten Forschungsprojekt.

Die Kosten für meine Experimentiermodelle haben an meinen Ersparnissen gezehrt. Die Enthüllung meiner Theorien hat mich meine Stellung in der Fakultät gekostet. Die Notwendigkeit, weitere Mittel aufzutreiben, um meine Arbeit fortsetzen zu können, trieb mich dazu, auch die letzte Möglichkeit auszuschöpfen – Pferdewetten. Jetzt habe ich nichts mehr.«

»Das brauchst du bloß noch einmal zu sagen«, bedeutete ihm Sammy, »und in ungefähr drei Minuten hast du wirklich überhaupt nichts mehr. Mit Bündeln drumherum.«

»Einen Augenblick«, schaltete sich der Denker ein. »Experimentiermodelle, sagten Sie? Woran haben Sie gearbeitet?«

»Ich kann es Ihnen zeigen, wenn Sie möchten.«

»Also los«, sagte Sammy. »Haltet die Pusten bereit, Jungs, für den Fall, daß er die krumme Tour versucht.«

Aber der Professor versuchte nichts. Er führte sie nach unten in den ehemaligen Keller, in dem er sich ein reich ausgestattetes Privatlaboratorium eingerichtet hatte. Er führte sie zu einem mit Spulen, Röhren und Armaturen bedeckten Metallkäfig.

»Meine Fresse«, war Nunzios Kommentar, »was hast du denn da gebastelt? Soll wohl so ein komischer Frankenstein werden?«

»Ich wette, es ist ein Raumschiff«, spottete Mush. »Soll's zum Mars gehen, oder wohin?«

»Bitte«, seufzte der Professor, »Sie machen sich lustig über mich.«

»Wir machen in weniger als einer Minute Hackfleisch aus dir«, korrigierte ihn Sammy. »Dieser Drahtverhau ist doch nichts für uns. Dafür kriegen wir beim Alteisenhändler keine zwanzig Dollar.«

Denker Tomaszewski schüttelte den Kopf. »Was soll dieses Gebilde darstellen, Professor?«

Professor Cobbett errötete. »Ich wage es nicht, es so zu bezeichnen, besonders nach den vernichtenden Kommentaren, die ich von sogenannten Kapazitäten erhalten habe. Aber es gibt keinen besseren Ausdruck dafür. Es ist eine Zeitmaschine;«

»Uff!« Sammy klatschte sich mit der Hand auf die Stirn. »Und für solch einen Blödsinn hat dieser dämliche Wissenschaftler unsere achttausend Dollar ausgegeben!«

Der Denker musterte ihn mit gerunzelter Stirn. »Eine Zeitmaschine, sagen Sie? Ein Gerät, das einen vor- und rückwärts durch die Zeit transportieren kann?«

»Nur rückwärts«, antwortete der Professor. »Reisen nach vorn sind nachgewiesenermaßen unmöglich, weil die Zukunft ja nicht existent ist. Und transportieren ist auch nicht gerade das richtige Wort. Transition käme dem wahren Sachverhalt schon näher, insoweit nämlich, als die Zeit keine Materie- oder Raumcharakteristika aufweist und an das dreidimensionale Universum nur durch das einzige zu beobachtende Phänomen gebunden ist, das man als Dauer bezeichnet. Wenn man nun die Dauer mit X bezeichnet und ...«

»Halt's Maul!« unterbrach ihn Nunzio. »Blasen wir diesen Hanswurst doch um und verschwinden wir von hier. Wir verschwenden bloß unsere Zeit.«

»Zeit verschwenden ...« Der Denker nickte. »Professor Cobbett, funktioniert dieses Modell?«

»Ich bin ziemlich sicher. Ich habe es noch nicht ausprobiert. Aber ich kann Ihnen die Formeln zeigen, die beweisen ...«

»Lassen Sie das jetzt mal beiseite. Warum haben Sie es noch nie getestet?«

»Weil ich mir bezüglich der Vergangenheit beziehungsweise unserer gegenwärtigen Verbindung zu ihr noch nicht im klaren bin. Wird eine Person oder ein Gegenstand in die Vergangen-

heit entsandt, so ergeben sich doch Veränderungen. Dem, was ist, wird etwas weggenommen, um dem, was war, etwas hinzuzufügen. Und wenn die Vergangenheit verändert wird, dann ist es doch nicht mehr die gleiche Vergangenheit, wie sie sich uns im Augenblick darbietet.« Er runzelte die Stirn. »Es ist so schwer, das alles zu erklären, ohne sich symbolischer Logik zu bedienen.«

»Sie meinen damit, Sie haben Angst, durch Zeitreisen die Vergangenheit zu verändern? Oder in einer anderen Vergangenheit zu landen – einer Vergangenheit, die anders geworden ist, weil Sie dort gelandet sind?«

»Das ist eine grobe Vereinfachung, aber es trifft den Kern der Sache.«

»Und wozu soll dann Ihre Arbeit gut sein?«

»Zu nichts, fürchte ich. Aber ich wollte etwas beweisen. Es war fast eine Besessenheit. Eine andere Entschuldigung habe ich nicht.«

»So.« Sammy trat einen Schritt vor. »Vielen Dank für die Vorlesung, aber wie du sagst, du hast keine Entschuldigung, Und wir haben keine Zeit. Dieser Keller hier scheint ganz schön schalldicht zu sein, und wir werden Schießübungen ...«

Der Denker nahm Sammy beim Arm.

»Was hat das für einen Sinn?« fragte er.

»Der Kerl hat uns 'reingelegt.«

»Dann hat er uns eben 'reingelegt. Aber was ändert ein Mord daran? Hilft uns denn jetzt ein Mord?«

»Nein.« Sammy biß sich auf die Lippen. »Aber was werden wir tun? Tarantino ist hinter uns her, und die Regierung auch. Wir können nicht zurück.«

Der Denker sah sich um. »Warum bleiben wir dann nicht hier? Wir sind hier sicher und haben ein Dach über dem Kopf. Ein recht komfortables sogar. Genießen wir ein wenig die Gastfreundschaft des Professors.«

»Ja«, sagte Mush, »aber wie lange? Irgendwann geht uns

doch der Zaster aus, oder das Futter. Wir schinden doch nur Zeit.«

Der Denker lächelte. »Zeit schinden.« Nachdenklich betrachtete er die komplizierte Apparatur in der Mitte des Kellers. »Aber hier ist das logische Mittel, um zu fliehen.«

»Du meinst, wir sollen in diesen komischen Apparat steigen und abhauen?« fragte Sammy. »Das ist doch wohl ein Scherz.«

»Es ist mein voller Ernst«, antwortete der Denker. »Irgendwann in naher Zukunft werden wir sicher in der Vergangenheit landen.«

III

Sie mußten viel lernen und sich erklären lassen. Während der nächsten Tage war es die Aufgabe des Denkers, mit dem Professor zusammenzuarbeiten.

»Wie stellt man die Kontrollen ein? Ist das hier zum Lenken?«

»Sie lenken nicht – Sie setzen nur die Computer in Gang. Hier, ich zeige es Ihnen noch einmal.«

»Und man kann sich jede beliebige Zeit in der Vergangenheit aussuchen?« fragte der Denker.

»Theoretisch ja. Das größte Problem ist die genaue Berechnung. Bedenken Sie, daß wir und unsere Erde nicht statisch sind. Unsere Lage im Raum ist nicht die gleiche wie vor einem Augenblick, ganz zu schweigen von einem längeren Zeitraum. Man muß die Geschwindigkeit des Lichts mit einbeziehen, die Bewegung der Planeten, die Beugung und ...«

»Das wird Ihr Ressort sein. Aber Sie können auf mathematischem Weg die Vergangenheit genau ermitteln und den Computern entsprechend eingeben?«

»Ich bin ziemlich sicher.«

»Dann bleibt nur noch, zu entscheiden, wohin – oder besser, in welche Zeit wir wollen.«

Sammy, Nunzio und Mush besprachen das Problem unter

sich.

»Vielleicht brauchen wir bloß ein paar Wochen zurückzugehen, ehe der Professor seine Wetten abgeschlossen hat. Dann sind wir doch schon nicht mehr pleite.«

»So? Und was ist mit den Steuerschulden?«

»Dann gehen wir eben so weit zurück, daß wir sie noch nicht haben.«

»Das ist genau die Zeit, als wir mit dem Geschäft angefangen haben, Idiot. Da waren wir pleite.«

»Na ja, wenn wir schon in jede Zeit zurückgehen können, die uns gefällt, wie wär's dann, wenn wir ganz weit zurückreisen, zu den alten Ägyptern zum Beispiel? Ich hab' mal ein paar Bilder gesehen. Da rannten die duften Puppen alle in der Unterwäsche 'rum.«

»Kannst du Ägyptisch, du Idiot? Und außerdem – wir wollen doch nicht für immer sonst wo bleiben. Ich stell mir vor, daß wir uns Zeit lassen, um einen einträglichen Fischzug zu machen und dann wieder zurückzukommen.«

»Das ist eine Idee. So müßte es gehen. He, wie wär's mit dem großen Goldrausch?«

Der Professor unterbrach sie. »Ich fürchte, der Goldrausch wird den Herren nicht viel nützen. Schließlich ist das im Jahre 1849 passiert.«

»Aber Sie können uns doch nach achtzehnhundertneun-undvierzig zurückschicken, oder?«

»Das ist denkbar, wenn meine Theorie stimmt. Aber dann wären Sie noch lange nicht in Kalifornien. Sie wären immer noch hier in Philadelphia, und zwar auf dem Feld, auf dem später irgendwann dieses Haus errichtet wurde.«

»Dann müssen wir den Zaster in Philly auftreiben, wie? Irgendwann in der Vergangenheit?«

»Ich fürchte ja.«

»Meine Güte. Und wir können mit der Maschine doch auch nicht plötzlich auf offenem Feld auftauchen.«

Dann schaltete sich der Denker ein. »Ich sehe unser Problem schon ziemlich klar«, erklärte er. »Professor, ich muß mich einen Tag lang mit Ihrer Bibliothek beschäftigen. Vielleicht finde ich heraus, wann in Philadelphia Gold zu haben war.«

»Die Münze war schon immer da.«

»Zu gut bewacht. Die könnten wir nie ausrauben, denn in der Vergangenheit ist es ja nie jemandem gelungen.«

»Banken?« strahlte Sammy plötzlich. »Mit unseren Feuerspritzen könnten wir doch mit Leichtigkeit einen von den großen Läden ausnehmen – sagen wir mal vor hundert Jahren.«

»Und dann mit einem Haufen Dollarnoten zurückkommen? Mit dem Geld könnten wir doch heute überhaupt nichts anfangen. Es würde Verdacht erregen. Nein, was ich suche, ist Gold.«

Schließlich fand der Denker den entscheidenden Hinweis in einer Ausgabe von Berkeleys History of the Revolution. Er erklärte es den anderen, die den Professor bewachten.

»Da haben wir die Lösung!« rief er. »Wißt ihr, was in Philadelphia am vierten Juli 1776 los war?«

»Das ist doch ein Feiertag, nicht?« strahlte Nunzio.

»Klar, Mann«, sagte Sammy. »Damals haben sie Washington zum Präsidenten gemacht.«

»Nein, da war die Unabhängigkeitserklärung«, korrigierte ihn Mush.

»Richtig. Der Kongreß, der in der jetzigen Independence Hall versammelt war, verabschiedete die Unabhängigkeitserklärung. Und so weiter. Aber da ist noch eine weitere, weniger bekannte Tatsache, die wir nicht übersehen dürfen: Am gleichen Tag und am selben Ort wurde einer kleinen Gruppe zur vorläufigen Aufbewahrung der Revolutionsschatz übergeben. Er bestand aus über dreißigtausend Pfund Sterling in Form von Barren. Das sind ungefähr hundertfünfzigtausend Dollar in Gold.«

»Bruder!« Sammy piffte durch die Zähne. »Das ist eine Art,

den vierten Juli zu feiern!« Dann verdüsterte sich sein Gesicht. »Ich wette, die hatten eine Menge Wachen aufgestellt.«

»Nein. Gerade das ist ja der springende Punkt. Es war ein Geheimnis. Nur wenige Leute wußten bis zu jenem Tag davon. Gegen Mittag hatten Soldaten den Schatz in einem Wagen herangeschafft. Sie wußten nicht, was sie transportierten. Die Kisten wurden nach oben geschafft, und um keinen Verdacht zu erregen, stellte man keine Wachen auf. Außer Benjamin Franklin, Thomas Jefferson und ein oder zwei weitere Personen – vermutlich John Hancock und wahrscheinlich auch Charles Thomson, der Kongreßsekretär – wußten davon. Das Gold war für die Löhnung der Soldaten und den Einkauf von Vorräten bestimmt.«

»Und es würde sicher reichen, um Mike Tarantino und das Finanzamt zufriedenzustellen. Da würde uns noch eine Menge übrigbleiben.«

»Genau das habe ich vor, meine Herren.« Der Denker lächelte. »Wir müssen nur noch die Details ausarbeiten. Ich werde mich der historischen Aspekte annehmen, und der Professor wird die notwendigen mathematischen Berechnungen anstellen.«

Professor Cobbett erbleichte. »Berechnungen? Aber Sie verlangen das Unmögliche. Schließlich war das vor rund hundertachtzig Lichtjahren. Milliarden verschiedenster Größen müssen berücksichtigt werden, und der kleinste Fehler kann schwerwiegende Folgen haben.«

»Es wird keine Fehler geben«, bedeutete ihm Sammy. »Sonst werden die Folgen wirklich schwerwiegend. Für dich.« Er zeigte dem Professor seinen Revolver. »Und jetzt mach dich an die Arbeit. Wir müssen dringend verreisen.«

»Verreisen.« Mush sah ihn an. »Und das Zeug war alles in der Independence Hall. Die Maschine hier ist aber im Keller. Wahrscheinlich werden wir am vierten Juli auf irgendeiner Kuhweide 'rauskommen, oder?«

»Das ist dein Job«, sagte Sammy. »Schau dir den Laden an. Wieviel Wachen nachts da sind. Alarmsystem und alles. Schau dir's an, als ob du 'ne Bank ausnehmen willst. Wenn wir's dann geschafft haben, mieten wir uns einen Lastwagen, karren die Maschine bis zur Halle und starten von da. Klar?«

»Das wird ein verdammt harter Job.«

»Das ganze Leben ist hart«, meinte Sammy. »Und jetzt hau ab.«

Also haute Mush ab, und auch der Professor machte sich an die Arbeit, und der Denker war sowieso schon dabei. Und noch ehe die erste Woche verstrichen war, hatten sie alles vorbereitet.

Mush berichtete. Das Eindringen in die Independence Hall würde kaum Schwierigkeiten machen. Natürlich würden sie Geld für den Lastwagen ausgeben müssen, und es würde vielleicht auch Verfolger geben, aber die könne man sicher abwimmeln.

Und angesichts ihrer gegenwärtigen, hoffnungslosen Situation – und der zu erwartenden Beute – war es das Risiko wirklich wert, befand Sammy.

Der Professor weihte sie in die aufgrund seiner Berechnungen eingestellten Kontrollen ein.

»Bist du sicher, daß uns das Ding hinbringt?« fragte Sammy.

»Und auch wieder zurück?«

»Sehen Sie nach«, sagte der Professor. »Sehen Sie selbst nach.«

»Es ist in Ordnung«, erklärte der Denker. »Ich habe es selbst überprüft. Ihr müßt wissen, daß wir keine feste Rückkehrzeit haben. Nach unserem Plan müssen wir uns das Gold verschaffen und so früh wie möglich am Nachmittag zurückkehren. Also hat der Professor über den ganzen Nachmittag verteilt Rückkehrmöglichkeiten in Fünf-Minuten-Abständen programmiert. Es ist so narrensicher, daß wir hoffen dürfen, es ohne Panne zu schaffen.«

»Na schön, wenn du das sagst«, meinte Sammy schulterzuckend. »Aber was ich wissen möchte, ist, was wir eigentlich tun, wenn wir hinkommen?«

»Auch das habe ich ausgearbeitet«, erklärte der Denker. »Ich habe alle Bücher und Nachschlagwerke studiert, die ich bekommen konnte. Historische Abhandlungen. Biographien, besonders über Franklin und Jefferson. Und ich habe auch schon einen Plan. Die ersten, die an jenem Morgen eintrafen, waren offensichtlich Jefferson, Thomson, Franklin und John Hancock.

Es ist nicht ganz klar, ob nicht sogar einer von ihnen die ganze Nacht dort verbracht hat. Wichtig ist, daß sie offenbar an jenem Morgen ganz früh noch eine Besprechung abgehalten haben, bei der sie die Unabhängigkeitserklärung noch einmal durchgingen, die sie später dem Kongreß präsentierten. Wenn wir also früh genug eintreffen, haben wir es nur mit vier Männern zu tun. Übrigens den einzigen, die von dem Gold wissen.«

»Kapiert«, sagte Sammy. »Wir kommen 'rein, ziehen die Knarren und übernehmen.«

»Nicht ganz so einfach«, sagte der Denker. »Denk daran, daß an diesem Morgen auch der Kongreß zusammenkommt. Wir dürfen nicht glauben, daß wir diese vier Figuren bis Mittag mit unseren Waffen in Schach halten können, geschweige denn, daß es uns gelingt, so lange Zeit in der Menge unentdeckt zu bleiben.«

Als Sammy den Mund öffnete, unterbrach er sich kurz; dann fuhr er hastig fort: »Ich weiß, was du jetzt denkst, und das klappt auch nicht. Wir können nicht erst gegen Mittag auftauchen und das Gold mitnehmen. Nicht vor fünfzig oder mehr Männern und mit den Soldaten vor der Tür.«

»Aber was sollen wir denn tun?«

Der Denker holte tief Luft, und dann sagte er es ihnen.

»O nein!« schrie Sammy.

»Ich – ich soll John Hancock mimen?« keuchte Mush.

»Ich soll mit einer von diesen Perücken ‘rumlaufen?« stöhnte Nunzio.

Der Denker blieb ruhig. »Begreift ihr denn nicht, daß es die einzige Lösung ist? Die Perücken sind eine ausgezeichnete Tarnung. Ich habe Bilder von all diesen Männern, und wir können uns mühelos einen Schminkkasten besorgen. Ich bin glücklicherweise kahl und habe in etwa Franklins Statur. Was das Aussehen anbelangt, so schaffen wir es leicht. Und davor, die Rolle eines Politikers zu spielen, braucht ihr auch keine zu große Angst zu haben.«

»Hm«, machte Mush nachdenklich. »Was ist schließlich so ein Politiker überhaupt? Bloß ein Kerl, der gelernt hat, wie man Babies küßt.«

»Wir werden aber an diesem Morgen keine Babies küssen«, erinnerte ihn Sammy. »Ich habe auch ein bißchen gelesen. Die vier Burschen haben an dem Morgen eine Menge erledigt. Ansprachen gehalten, versucht, die restlichen Kongreßmitglieder zur Unterschrift zu bewegen und alles mögliche sonst. Und sie kannten jeden Menschen und jeder kannte sie. Wenn wir versuchen, das zu tun, was sie getan haben, fliegen wir garantiert auf.«

»Das ist ja der springende Punkt«, sagte der Denker triumphierend. »Wir müssen nicht tun, was sie getan haben. Dadurch, daß wir in der Zeit zurückgehen, verändern wir, was geschehen ist. Ich glaube, ich bin mit Franklins Persönlichkeit ziemlich vertraut. Wenn nötig, kann ich reden. Sammy, ich werde dich unterstützen. Die beiden anderen können abwesend sein, wenn nötig – und es könnte ja schließlich sein, daß wir unsere Maschine und die Gefangenen im Nebenzimmer bewachen müssen. Wir werden einen historischen Vorgang nicht einfach nachstellen, sondern die Geschichte verändern – zu unseren Gunsten, versteht sich. Habt ihr das jetzt verstanden?«

Sie verstanden es schließlich doch, weil es ihnen der Denker gründlich in die Gehirne hämmerte.

Und so arbeiteten sie den Plan in allen Einzelheiten aus, besorgten sich einen Lastwagen und beluden ihn am Abend vor der Abreise vorsichtig mit der Maschine.

Erst als sie zum letztenmal in dem nun unverschlossenen Kellereingang standen, wagte es Professor Cobbett, einen letzten schwachen Protest einzulegen.

»Ich sage es ungern«, meinte er, »weil Sie wahrscheinlich Zweifel an meinen Motiven haben. Sie werden glauben, daß ich Angst um mein Eigentum habe und daß es nur ist, weil Sie mich gegen meinen Willen in ein Verbrechen verwickeln. Sie werden vielleicht meinen, daß ich aus patriotischen Gründen gegen Ihren Plan bin, die Geschichte zu verändern.«

»Bist du das etwa nicht?« fragte Sammy.

»Doch, das gebe ich zu.«

Sammy warf Nunzio einen bedeutungsvollen Blick zu und sah dann wieder zum Professor hinüber, als dieser fortfuhr.

»Aber was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, sage ich in meiner Eigenschaft als Wissenschaftler. In dieser Eigenschaft warne ich Sie wie schon am ersten Abend. Die Zeitreise ist ein risikoreiches Abenteuer. Die Möglichkeit, daß Sie die Vergangenheit durch Ihre Anwesenheit verändern, darf nicht unterschätzt werden. Es ist durchaus möglich, daß Sie sich mit unvorhergesehenen Faktoren, mit unerwarteten Problemen konfrontiert sehen werden. Deshalb habe ich es nie gewagt, selbst den Versuch zu machen – nicht einmal eine Reise von zwei Minuten, ganz zu schweigen von beinahe zwei Jahrhunderten. Sollte Ihr Plan fehlschlagen, so muß ich jegliche Verantwortung ablehnen. Ich werde Ihre Rückkehr mit äußerster Unruhe erwarten.«

»Keine Bange«, bedeutete ihm Sammy. »Das haben wir uns auch schon alles überlegt. Du willst uns wohl mit einem Haufen Bullen empfangen, wenn wir wiederkommen, wie?«

Der Professor erbleichte. »Das soll doch nicht etwa bedeuten, daß Sie erwarten, daß ich mitkomme?« murmelte er. »Das könnte ich nicht. Ich könnte es einfach nicht. Ich – ich hätte Angst. Offen gesagt, die Gefahren einer ungenauen Reise und der Veränderung der Vergangenheit schrecken mich mehr als der Tod.«

»Ich bin froh«, sagte Sammy langsam, »daß es nur entweder oder heißt. Du hast uns eben eine Entscheidung abgenommen.«

Der Denker befand sich bereits in dem Lastwagen, aber Mush und Nunzio standen neben Sammy im Keller.

Nunzio zog seine Waffe und Mush grinste.

»Na«, sagte er, »sieht so aus, als ob unsere Reise gleich mit einem Knall anfangen würde.«

IV

Und es war wirklich eine Reise mit Knall. Da galt es eine bestimmte Route zu fahren, Wachen bewußtlos zu schlagen und zu binden und eine schwere Maschine in die hinteren Räume der Independence Hall zu transportieren. Dann kam das nervenzerfetzende Geschäft, sie aufzustellen und Denkers verbissenes Vollziehen der Anweisungen und Pläne des Professors. Als sie endlich reisefertig waren – genau um ein Uhr fünfundvierzig morgens –, war der Start eine Erleichterung für alle.

Sie kauerten sich in die Maschine, der Vakuumverschluß wurde eingerastet, ein Generator summt, die fluoreszierenden Lichter über ihnen wurden schwächer, und der Denker drückte nach schier endlosen Einstellungen und Regulierungen an den Kontrollinstrumenten auf einen Knopf. Dann ...

Dann geschah nichts.

Beziehungsweise es schien nichts zu geschehen, bis der Augenblick – oder die Ewigkeit – der Dunkelheit vorüber war. Keiner von ihnen hatte überhaupt eine Veränderung bemerkt. Erst als sie ausstiegen und die veränderte Welt betraten,

wurden sie sich des Geschehens richtig bewußt.

»Denker«, sagte Nunzio und blinzelte in das helle morgendliche Sonnenlicht, das durch die großen Fenster hereinströmte, »wir haben's geschafft!«

Sammy, der Denker und Mush sahen ihn überhaupt nicht an. Sie starrten auf die vier Männer auf der anderen Seite des Zimmers – vier Männer, die genauso fassungslos zurückstarrten.

Dann geschah alles sehr rasch. Es geschah mit Revolvern und Stricken. Es geschah mit Perücken und Schuhen und Kleidung.

Vier zuckende Gestalten krümmten sich am Boden, bis Mush sie der Reihe nach mit dem Knauf seines Revolvers zur Ruhe brachte.

»Stellt euch das vor!« seufzte er. »Ich hau den alten Ben Franklin persönlich auf den Kopf!«

»Wir haben jetzt keine Zeit, uns etwas vorzustellen«, bedeutete ihm der Denker. »Wir müssen rasch handeln.«

Und sie handelten.

Den Text der Unabhängigkeitserklärung abzuändern, war die Aufgabe des Denkers.

»Sie brauchen etwas, über das sie sich den ganzen Morgen streiten«, sagte er. »Wenn sie reden, müssen wir es nicht tun. Und wenn sie die Geschichte mit der vorläufigen Regierung und dem Schatzmeister akzeptieren, gibt es keinerlei unbequeme Fragen, wenn das Gold eintrifft und wir uns darum kümmern.«

Er sah Mush und Nunzio an.

»Ihr beide geht jetzt ins Hinterzimmer. Paßt auf die Maschine auf und hütet die Herren Gründungsväter. Und vergeßt nicht, die Fenster im Auge zu behalten – das Gold soll früh eintreffen. Professor Cobbett war kein Narr. Ich gebe viel auf seinen Rat. Wenn er gesagt hat, daß die Dinge wegen unserer Anwesenheit etwas anders ablaufen könnten, so kann

das durchaus stimmen.«

»Bis jetzt ist nichts anders«, sagte Sammy.

»Nun, das weiß man nie.«

Mush und Nunzio verschwanden, und der Denker wandte sich an seinen Begleiter. »Denk an deine Kehlkopfentzündung. Huste!«

»Verstanden«, sagte Sammy. »Aber – wann soll denn das Volk eintrudeln?« Er zog seine Uhr hervor und warf einen Blick darauf. »Es muß doch schon nach acht Uhr sein.« Dann runzelte er die Stirn. »Eigenartig. Stehengeblieben. Zeigt immer noch halb acht an.«

»Ich werde mal nach draußen sehen«, sagte der Denker. Er ging zum Fenster. »Die Menge ist schon draußen. Aber – Augenblick mal ...« Er packte Sammy beim Arm. »Sieh dir mal diese Soldaten an!«

»Ich seh sie. Meinst du die mit den großen Hüten und den roten Uniformen?«

»Rote Uniformen, ja. Britische Soldaten.«

»Britische?«

Der Denker antwortete nicht. Er hastete zur Tür der Halle und riß sie auf. Zwei Grenadiere in scharlachroten Uniformen bauten sich vor ihm auf. Er starrte auf die weißen Litzen ihrer Jacken und das mattsilbrige Glänzen ihrer Lanzen.

»Halt!« rief der größere der beiden. »Im Namen Seiner Majestät!«

»Seiner Majestät?«

»Ja, Seiner Majestät, verruchter Rebell!«

»Was soll denn das für ein Gag sein?« knurrte Sammy.

»Kein Gag«, flüsterte der Denker. »Professor Cobbett hat es gewußt. Dadurch, daß wir hierher gekommen sind, haben wir die Vergangenheit verändert. Die Briten haben Philadelphia besetzt.«

»Genug geredet, Schurke!« brüllte der Soldat. »Spar dir deine Proteste für General Burgoyne auf. Wenn er heute in die

Stadt kommt, könnt ihr und eure Verräterkumpane vor dem Hochverratsgericht alles erklären.«

Der Denker erblaßte. »Die Geschichte verändert«, flüsterte er. »Burgoyne, der Sieger. Der Kongreß zerschlagen. Die vier Männer, die wir im Hinterzimmer niedergeschlagen haben, warteten nicht darauf, daß eine Versammlung stattfindet. Sie waren Gefangene. Und wir sind jetzt auch gefangen.«

»Oh, noch lange nicht!« rief Sammy, riß die Waffe heraus und drückte ab. Es gab nur ein fast unhörbares Klicken. Er versuchte es noch einmal, aber der Denker schlug die Tür zu.

»Was soll das?« murmelte er. »Das Gebäude ist umstellt.«

»Die Waffe streikt«, knurrte Sammy. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, wie ...« Dann zuckte er zusammen. »Umstellt. Und wir sitzen in der Falle, wie? Was jetzt?«

»Nun, wir müsen in die Maschine und von hier verschwinden.«

»Aber müssen wir denn nicht sowieso bis Mittag warten?«

»Darum kümmerge ich mich. Holen wir erst die Jungs. Und beeilen wir uns. Die Soldaten können jeden Augenblick hereinkommen.«

Sie zogen sich in das Hinterzimmer zurück und schilderten den anderen die Lage. In überraschend kurzer Zeit hockten sie wieder in der Maschine, bebend und schwitzend in ihren historischen Kostümen, während der Denker hastig seine Daten überprüfte und dann nach den Einstellhebeln der Computer griff.

Er drückte.

Vielmehr: er versuchte, zu drücken.

»Was ist los?« schrie Sammy, und der Hall seiner Stimme in der engen Metallkammer betäubte sie beinahe.

»Nichts«, stöhnte der Denker. »Es passiert überhaupt nichts. Das ist es ja!«

»Es funktioniert nicht mehr?« heulte Nunzio auf.

»Nein. Und Sammys Uhr geht nicht mehr, und eure Waffen

schießen nicht mehr, weil alle Voraussetzungen falsch sind, verändert wie alles überhaupt.«

»Laß mich mal versuchen!« Mush drückte auf sämtliche Knöpfe, griff nach Hebeln und Kontrollen. Dann drehten, drückten und zertrümmerten sie plötzlich alle auf einmal, und immer noch geschah nichts.

Der Denker unterbrach sie. »Wir können aufgeben«, sagte er. »Profesor Cobbett hat recht gehabt. Wir haben die Vergangenheit verändert.«

»Aber im Jahre 1776 haben Schußwaffen und Uhren und Maschinen doch auch funktioniert, oder nicht? fragte Sammy.

»In unserem 1776, ja«, sagte der Denker. »In unserer Vergangenheit. Aber es ist nicht mehr unsere Vergangenheit. Es ist unsere Gegenwart. Und dadurch, daß wir die Vergangenheit zu unserer Gegenwart gemacht haben, haben wir ein fundamentales Gesetz durchbrochen. Oder wenigstens versucht, es zu tun. Denn fundamentale Gesetze kann man einfach nicht durchbrechen.«

»Aber wir sind hergekommen.«

»Ja. Hierher. Aber hier ist nicht unsere Vergangenheit. Das ist nicht möglich. Wir sind woanders.«

»Wo anders sollten wir denn sein?« wollte Mush wissen.

»In einer Welt, in der diese modernen Mechanismen nicht funktionieren, weil sie noch nicht existieren. In einer Welt, in der die Briten die Revolution niedergeschlagen und die Gründungsväter gefangen genommen haben. Und das kann nur das alternierende Universum sein.«

»Alternierendes Universum?«

Der Denker versuchte immer noch, ihnen zu erklären, was er damit meinte, als die Soldaten hereinkamen und sie hinauszertrümmerten.

Er hatte gerade noch Zeit, ihnen hastig einen Rat zuzuraunen, ehe die Soldaten sie ergriffen. Sie gingen ziemlich rüde mit ihnen um.

»Denkt daran, was Franklin sagte: Wir müssen beisammen bleiben«, flüsterte er.

Selbst in diesem Punkt irrte sich der Denker.

Man hängte sie einzeln.

DREIMAL RECHT TÖDLICH

The Deadliest Art

I

Es war eine heiße Nacht, selbst für tropische Verhältnisse. Vickery mixte sich gerade einen Gin-Tonic, als er das diskrete Klopfen an der Tür seines Hotelzimmers hörte.

»Sarah?« fragte er leise.

Ein Mann trat hastig und schweigend ein und schloß die Tür hinter sich.

»Ich bin Fenner«, sagte er. »Sarahs Mann.« Er grinste auf Vickery herab, der auf seinem Stuhl saß. »Überrascht, mich zu sehen? Sarah war es jedenfalls.«

»In der Tat«, sagte Vickery und machte Anstalten, sich zu erheben.

»Keine Umstände«, bedeutete ihm Fenner. »Bleiben Sie, wo Sie sind.« Immer noch grinsend zog er die große Webley aus der Jackentasche und richtete den Lauf auf Vickerys Bauch.

»Sitzendes Ziel«, bemerkte Vickery. »Nicht gerade sehr sportlich, alter Junge.«

»Sie haben gut über Sportlichkeit reden – nach dem, was Sie mit meiner Frau angestellt haben. Großer, weißer Jäger, wie? Nebeneinanderliegende Hotelzimmer mit Verbindungstüre und all das. Muß ja eine tolle Safari gewesen sein.«

Vickery seufzte. »Ich nehme an, es hat keinen Sinn, es abzustreiten. Also schießen Sie schon und werden Sie gehängt.«

»Das ist es. Ich möchte nicht gehängt werden. Also werde ich auch nicht schießen.« Die Waffe in der Hand, fischte Fenner in seiner Jackentasche herum und brachte einen kleinen Lederbeutel zum Vorschein. Er öffnete ihn vorsichtig und ließ einen leuchtenden, farbig schillernden Gegenstand vor

Vickerys Füße fallen. Es sah aus wie ein kleines Korallenhalsband, aber es war lebendig.

»Bewegen Sie sich lieber nicht«, murmelte Fenner. »Ja, es ist eine *Krait*. Die tödlichste, kleine Schlange der Welt, wie man mir versicherte.«

»Fenner, einen Augenblick, hören Sie mir zu ...«

Das kleine Korallencollier entrollte sich plötzlich. Noch ehe Vickery sich zurückziehen konnte, schlug ein roter Blitz zu. Immer und immer wieder schlug die *Krait* ihre Zähne durch den dünnen Hosenstoff in Vickerys rechtes Bein.

Vickery schnappte nach Luft, schloß die Augen und machte keinen Versuch, das Reptil zu zertreten. Plötzlich ließ die Schlange träge von ihm ab und rollte sich in der Mitte des Teppichs zusammen.

Fenner schluckte, wischte sich über die Stirn und erhob sich. Er legte den Revolver auf den Tisch. »Den lasse ich Ihnen da«, sagte er. »Vielleicht wollen Sie ihn benützen. Man hat mir gesagt, daß normalerweise in weniger als zehn Minuten ...«

Vickery kicherte. »Fenner, Sie sind ein Tölpel.«

»Was soll das heißen?«

»Irgend ein Eingeborener auf dem Basar verkauft Ihnen eine harmlose Glasschlange, und Sie glauben ihm blindlings, daß es sich um eine *Krait* handelt. Genauso, wie Sie den Worten einer eifersüchtigen Frau glauben, die behauptet, wir hätten eine Affäre miteinander gehabt. Wenn Sie's genau wissen wollen, alter Junge: Sie war verschnupft, weil ich nichts mit ihr anfangen wollte.« Vickery kicherte wieder. »Nicht gerade eine galante Bemerkung, das muß ich zugeben, aber Sie haben ein Recht, die Wahrheit zu erfahren.«

»Sie erwarten doch nicht, daß ich das schlucke, nicht wahr?«

»Wie's Ihnen beliebt«, bedeutete ihm Vickery mit einer lässigen Handbewegung. »Oh, gehen Sie noch nicht. Nehmen Sie doch Platz und trinken Sie ein Glas mit mir. Ich versichere Ihnen, daß Ihnen nichts geschehen wird.«

Es passierte tatsächlich nichts, außer daß Fenner seinen Drink bekam und sich, während er ihn sich zu Gemüte führte, restlos davon überzeugte, daß Vickery so unschuldig und harmlos wie die kleine, hübsche Schlange war, die sich dort auf dem Teppich eingerollt hatte.

Als er ging, entschuldigte er sich bei Vickery überschwänglich für alles. Er hatte Sarah veranlaßt, zu packen und mit der nächsten Maschine nach London zurückzukehren. Er plante, ihr am folgenden Morgen nachzureisen.

Vickery wünschte ihm alles Gute.

»Nehmen Sie Ihren Revolver mit«, sagte er. »Und die Schlange auch. Den Lederbeutel brauchen Sie nicht. Stecken Sie sie einfach in die Tasche. Schlangen lieben die Wärme und den Kontakt zum Körper.«

Als Fenner in das angrenzende Zimmer gegangen war, das bislang seine Frau bewohnt hatte, bereitete sich Vickery weiter aufs Schlafengehen vor. Seine Gedanken arbeiteten unterdessen mit mathematischer Präzision. Wie lange würde es zum Beispiel dauern, bis Sarah in London war und er ein Gespräch anmelden konnte? Wieviel, hatten sie gesagt, war der alte Knabe wert? Und wie lange würde es dauern, bis sich die *Krait* in Fenners Tasche wütend wieder zu regen begann und durch den dünnen Stoff in seinen fetten Wanst biß?

Die Antwort auf seine letzte Frage bekam er schnell.

Vickery hörte den Mann durch die dünne Wand des angrenzenden Zimmers genau in dem Augenblick aufschreien, als er sich auf sein Bett setzte und die Riemen seines künstlichen Beins löste.

II

Gordy wußte nicht mehr ein noch aus, und es war wirklich katastrophal, bis er auf Onkel Louie stieß.

Gerade rechtzeitig übrigens, denn sie hatten den Countdown für die Rakete nach Flipville bereits begonnen. Er erfuhr es von

Phil, einem der Knaben in der Combo, mit der er zusammenarbeitete.

»Geh und besuch ihn mal – Onkel Louie, der beste Freund eines Jungen«, hatte Phil gesagt.

Gordy ging auf der Stelle zu ihm, denn er hatte eine Angewohnheit, die er nicht missen wollte – und die bezeichnete man mit einem großen H.

Onkel Louie entpuppte sich als alter Knabe, der als Tarnung auf der South State einen Trödlerladen mit Pfandleihe betrieb. Gordy verpfändete seine Uhr, seine Bücher, seine schönen Klamotten. Aber die Angewohnheit war eben größer und stärker als alles, und bald war Gordy wieder völlig auf dem Hund. Er hatte nichts mehr zu schießen, und die Nerven gingen ihm auch schon durch.

»Einen Fix willst du?« fragte Onkel Louie. »Dann verpfände doch dein Schlagzeug.«

»Meine Kübel soll ich versetzen? Mann, ohne die kann ich doch nicht spielen!«

»Du zitterst derart, daß du sowieso nicht spielen kannst«, erklärte Onkel Louie, und das war wahr. »Paß auf, ich geb dir eine Wochenration dafür. Eine ganze Woche.«

Das klang für Gordy wie ein Märchen. Eine Wochenration von dem Zeug würde ihn wieder so aufrichten, daß er fliegen konnte.

»Na schön«, sagte er. »Ich mach's.«

Aber die Woche ging vorbei, und dann noch zwei Tage, und Gordy ging schon wieder die Wände hoch. Es schüttelte ihn zwar noch nicht, aber die Stimmen um ihn herum kamen in Hi-Fi.

Zuerst, als Phil in seiner Bude auftauchte und ihm die Geschichte von den Seerundfahrten erzählte, konnte er gar nicht glauben, daß es stimmte. Aber Phil überzeugte ihn.

»Wir sind für den ganzen Sommer gebucht, und zwar ab morgen abend. Also reiß dich zusammen, und wir sind wieder

im Geschäft.«

Noch am gleichen Abend tauchte Gordy bei Onkel Louie auf, um ihm die ganze Geschichte zu erzählen, in der Hoffnung, der alte Geier würde ihm zu einer Chance verhelfen und ihm das Schlagzeug und vielleicht auch ein bißchen Medizin überlassen.

Aber Onkel Louie hatte angeblich nichts.

»Keinen Stoff, keine Trommeln«, sagte er immer wieder. »Ich habe mich wegen meiner Gesundheit aus dem Geschäft zurückgezogen.«

Das war vielleicht ein feines Geschwafel über seine Gesundheit, während Gordy sich für einen einzigen Fix eigenhändig sämtliche Haare ausgerissen hätte. Gordy packte ihn beim Kragen und ging richtig los. Er machte ihm ziemlich deutlich, wie dringend er es brauchte, und auch die Drums und so weiter.

Onkel Louie versuchte, ihn abzuwehren. Also ging Gordy hinter die Theke und fischte sich sein Schlagzeug selbst heraus. Dann gab es ein lautes Krachen; das war, als die Drums auf den Boden fielen und Onkel Louie die Felle einschlug.

Er tat es tatsächlich; vor Gordys Augen zerschlug er die Felle und damit auch Gordys Job – bis Gordy merkte, daß er selbst es war, der plötzlich mit dem großen Beil, das er unter der Theke gefunden hatte, immer und immer wieder auf Onkel Louie einschlug und dabei mit spitzer Stimme gellende Schreie ausstieß.

Also bekam Gordy doch noch seinen Fix. Aber Onkel Louie mußte kurz vorher zur Bank gegangen sein, denn an diesem Abend war nirgends Geld zu finden. In dem ganzen Laden nichts als alter Trödel. Kein Zaster, kein Schlagzeug mehr. Und morgen würde Gordy die Drums brauchen. Aber die Felle waren eingeschlagen – genau wie Onkel Louies Schädel. Der alte Geier war tot.

Gordy schaute auf die Drums und auf Onkel Louie und auf

das Beil in seiner Hand. Dann entdeckte er, daß sich unter dem Ladentisch eine ganze Tasche mit chirurgischen Bestecken befand ...

Am nächsten Abend schleppte er sein Schlagzeug über die schwankende Gangway auf den Ausflugsdampfer. Er kam sich größer vor als das Empire State Building, aber er war bereit, zu spielen, und er spielte auch. Sein Schlagzeug hatte noch nie so einen guten Klang gehabt.

»Du hast sie also zurückbekommen«, stellte Phil fest. »Wie hast du denn das geschafft, Mann? Onkel Louie ist ein ziemlich zäher Partner.«

Gordy schlug auf seinen neuen Trommelfellen einen schnellen Wirbel. Dann grinste er.

»Du kennst doch das alte Sprichwort«, sagte er. »Es gibt verschiedene Arten, einer Katze das Fell über die Ohren zu ziehen.«

III

Mitch Flanagan begrüßte seine Barbecue-Gäste auf der großen Wiese seines Anwesens. Er trug eine dieser großen Chefkochmützen und eine lange Schürze mit allen möglichen Sprüchen und Kochrezepten darauf.

Lieutenant Crocker schüttelte ihm die Hand. »Wo ist denn Ihr Partner bei allen Verbrechen?« fragte er. »Ich vermisse Chester.«

Mitch zuckte die Schultern und fuchtelte mit seinen haarigen, sommersprossigen Armen herum. »Auf eine kleine Reise gegangen«, erklärte er. »Sie sind jetzt schon der Zehnte, der mich fragt. Langsam fange ich an zu glauben, ihr kommt alle bloß her, um meinen Partner zu sehen.«

»Unsinn.« Crocker zündete sich eine Zigarre an. »Diese alljährlichen Picknicks, die Sie abhalten, sind schon zu einer Tradition geworden. Und Sie wissen ja, wie wir Cops auf solche kostenlosen Schlemmereien fliegen.«

»Ja.« Mitch versetzte ihm einen Rippenstoß. »Und auch auf kostenlose Drinks. Wie wär's mit einem?« Er führte den Lieutenant zu der ebenfalls im Freien errichteten Bar. Die Hälfte der Polizei der ganzen Gegend war darum herum versammelt.

Sie nahmen ein paar Drinks miteinander, ehe sich Crocker wieder entfernte. Mitch blieb noch eine ganze Weile dort. Die meisten der Besucher hatten ihre Portion Barbecue gegessen und waren gegangen, und es fing schon bald zu dämmern an, ehe Crocker wieder an der Bar erschien und seinen Gastgeber dort entdeckte.

»Amüsieren Sie sich?« fragte Mitch.

»Wunderbar. Zu schade, daß Chester nicht hier ist.« Crocker kaute auf seinem Zigarrenstummel herum. »Ihr beide habt euch nicht zufällig gestritten, wie?«

»Wer hat das behauptet?«

»Ich habe heute Nachmittag so einiges gehört. So etwas spricht sich schnell herum.«

Mitch goß noch einen Drink ein und zog Crocker beiseite.

»Na schön, dann spricht es sich eben schnell herum, und wir hatten tatsächlich Krach miteinander. Ich hab ihm seinen halben Anteil am Geschäft in bar ausbezahlt und er ist abgehauen.«

»Einfach so, wie?«

»Sicher. Warum auch nicht?«

»Nun, ihr beide hattet doch ein großes Geschäft. Es dauert doch seine Zeit, eine solch langjährige Partnerschaft aufzulösen. Man muß Ersatz für ihn finden ...«

»Wofür, zum Teufel? Chester war ein Klotz am Bein, das ist alles. Ein Klotz am Bein. Jahrelang habe ich ihn mitgeschleift. Jetzt bin ich es endlich leid geworden. Ich hab ihm gesagt, er soll sich aus dem Geschäft zurückziehen.«

»Nun, ich hab's anders gehört«, sagte Crocker ruhig. »Chester war ein guter Mann. Er hatte vor Gericht einen

ausgezeichneten Ruf. Ich hatte mir immer vorgestellt, Sie seien der Klotz, das Großmaul, das sich in der Politik versucht und Hirn durch Großspurigkeit ersetzt.«

»Wollen Sie mich beleidigen?«

»Nein. Ich stelle nur fest. Ich habe an diesem Nachmittag eine Menge Informationen gesammelt. Zum Beispiel habe ich gehört, daß Sie sich mit Chester gestritten haben und daß Chester sich strikt geweigert hat, aus der Firma auszuscheiden oder an Sie zu verkaufen.«

»Er ist weg, oder nicht?«

»Ja. Er ist weg. Und ich frage mich, wohin.«

Mike startete den Lieutenant kriegerrisch an. »Also habe ich ihn getötet. Es macht mir gar nichts aus, es zuzugeben. Ihre Aussage würde vor Gericht keinerlei Bedeutung haben. Und ich kenne mich in den Gesetzen gut genug aus, um Ihnen versichern zu können, daß es keinerlei Handhabe gibt, zu beweisen, daß ich es getan habe. Ich habe den delikaten Corpus nämlich spurlos beseitigt.«

»Corpus delicti«, verbesserte ihn Crocker.

»Nennen Sie's, wie Sie wollen«, sagte Mitch. »Ich sage, er war delikat. Und alle anderen haben das auch gesagt. Sie gehören alle dazu. Sie haben mir heute nachmittag alle miteinander geholfen, dieses Beweisstück loszuwerden – hier bei dem Barbecue. Lustig, nicht wahr? Die ganze, verdammte Polizei herzuholen, damit sie mir hilft, den alten Chester loszuwerden. Guter Mann, was? Nun, ich finde, ich bin besser.«

Aber Crocker hörte nicht auf ihn. Er hatte sich in das Gebüsch verzogen, und ihm war sterbenselend.

Wie sich später herausstellte, war das Ergebnis einer chemischen Analyse des Verdauungsbreis verschiedener Leute ausreichend, um Mitch Flanagan des Mordes an seinem Partner in der beschriebenen Weise zu überführen. So hatte also Crocker schließlich auch noch die Befriedigung, in einer

Beziehung recht gehabt zu haben. Er hatte Chester als einen guten Mann beschrieben. Und es ist schließlich eine bekannte Tatsache, daß man einen guten Mann nicht unterdrücken kann.

E N D E